Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen.

Ein interessantes Lesebuch für die Jugend.

Erstes Bändchen.

Der Außereuropäischen Nationen

Erste Abtheilung.

Leipzig 1803.
bei Theodor Seeger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Wieder eine Schrift für die Jugend! — So oft man jetzt eine solche sieht, hat man nicht ganz Unrecht, ein wenig mißtrauisch zu sein, denn man sieht es einem großen, wo nicht dem größten Theile der neuerdings so vermehrten Kinder-Litteratur nur zu sehr an, daß die Urheber derselben wohl nur darum an ihr Geschäft gehen mochten, weil sie es für sehr leicht hielten, weil ein Buchhändler so etwas bestellte, und weil dieser Buchhändler eben auch weit entfernt war, zu ahnden, wie schwierig und wie wichtig die Ausführung eines

solchen Unternehmens sei. Der Buchhändler sprach: es werde! und es ward: aber es ist auch darnach! Wer nicht die Tiefen der menschlichen Seele erforscht, das Wesen der Menschennatur in ihren mannichfaltigen Modifikationen ermessen, seinen Geist mit allen den Wissenschaften genährt hat, die im Verein die Bildung zur Humanität befördern, der wird so wenig in der Pädagogik leisten, als in der Philosophie und Dichtkunst. In der letztern aber leistet auch ein solcher Geist vielleicht eher etwas Bedeutendes, als in der Pädagogik; denn wie selten ist der Mann, dessen Lebhaftigkeit bei mühsam anzustellenden Beobachtungen, langsamen Vorwärtsschreiten, immer veränderten Versuchen, geduldigem Verharren bei anscheinenden Kleinigkeiten nicht bald ermüdete? — Die Pädagogik verlangt ihr Genie, wie jede andre Wissenschaft und Kunst. Scheinen dieses aber die Legionen unserer pädagogischen Schriftsteller wohl zu wissen?

pq

bd bd

pq pq

Indeß, wie überall, so bedarf man auch hier der bloß guten Köpfe, und es wäre vielleicht Unrecht, von jedem Kinderschriftchen ein Ideal zu verlangen. Auch ohne das Höchste erreicht zu haben, kann etwas noch sehr brauchbar sein, und es würde viel Unbilligkeit voraussetzen, wenn man hier schneidend absprechen wollte. Alle jene Werke, die so beschaffen sind, daß sie in einem leichten, faßlichen Vortrag, der zur unterhaltenden Lektüre geeignet ist, nützliche Wahrheiten verbreiten, machen auf eine solche billige Beurtheilung den ersten Anspruch.

Bücher aber, welche Welt- und Menschenkenntniß verbreiten, setze ich aus guten Gründen in dieser Klasse zu oberst. Wenn irgend welche, so sind sie dazu geeignet, den engen Gesichtskreis des Menschen zu erweitern, ihn von Einseitigkeit zu erlösen, von Vorurtheilen aller Art zu befreien, den Aberglauben im Keime zu ersticken, den Blick auf die Mensch-

heit überhaupt zu lenken, und Geist und Herz an die wichtigste, nöthigste und würdigste aller Betrachtungen, über Zweck des Menschen-Daseins, Gehalt des Lebens, Kampf der Freiheit mit der strengen Erzieherin Nothwendigkeit zu fesseln und fest zu halten. Gegen Schriften, die Welt- und Menschenkunde befördern wollen, und ihrer Beschaffenheit nach nicht zweckwidrig befördern können, bin ich daher sehr billig, und glaube berechtigt zu sein, diese Billigkeit sogar der Kritik zumuthen zu dürfen, da man zur Zeit in einer idealischen Bearbeitung der Erdbeschreibung noch nicht eben weit gekommen ist. Wenn die Bestimmung eines Dinges das ist, was es seiner Beschaffenheit nach sein, werden und wirken kann; so hat die Erdbeschreibung ihre Bestimmung noch nicht erreicht. Weltleute müßte sie bilden, die eine ganz andre Art von Wesen sind, als die ehemaligen und jetzigen hommes de Cour.

Nach diesem, was ich eben gesagt, bedarf es jetzt wohl keines weitern Geständnisses, wie ich wohl über gegenwärtiges Büchelchen denken möge. Wenn es auch manches zu wünschen übrig ließe, was ich dem Herrn Verf. sagen müßte, wenn ich zu einer Kritik aufgefordert wäre; so gehört es doch unter die Klasse der brauchbaren, die man der etwas reiferen Jugend zu einer unterhaltenden und nützlichen Lektüre wohl in die Hände geben darf. Er scheint sich keinen festen Plan vorgezeichnet zu haben, allein auf einem Spaziergange will man auch nicht eben immer auf der Poststraße gehen: genug, es führt uns in Gegenden, davon die meisten anziehend und interressant sind.

Gut würde der Herr Verf. thun, wenn er künftig die Quellen anzeigte, aus denen er geschöpft hat. Dies wäre in diesem Bändchen besonders bei der Beschreibung von Surinam wünschenswerth gewesen, da sie einer

von dorther erhaltenen Nachricht so ähnlich sieht, denn sonst könnte der Beschreiber nicht von unsern Plantagen reden. Zugleich muß ich eines Irrthums erwähnen, der sich S. 49 in der Note eingeschlichen hat, und auf jeden Fall ein Schreibfehler ist. Es wird nämlich dort von den Phöniziern gesagt, daß sie eine griechische Nation sei. Phönizien war ein Theil von Syrien, in der Mitte zwischen Syrien und dem asiatischen Griechenland.

Gohlis, am 22. Jul. 1803.

J. G. Gruber.

Inhalt.

Amerikanische Wilde. . . . . S. 1

Ueber die Beredsamkeit der Indianer in Nordamerika. 21

Von Mexiko und seinen jetzigen Bewohnern. . . 43

Kurze Beschreibung der Kaffee-Plantagen von Surinam. 60

Amerikanische Glücksjäger. 81

Von den Sitten und Gebräuchen der jetzigen Peruaner. 87

Von den Sitten, Lebensart und Religionsmeinungen der Patagonier. 119

Ueber einige Völkerschaften Afrika's.

Die Hottentotten. . . . . S. 138

Die Kaffern. 208

Asiatische Nationen.

Bengalens natürliche Beschaffenheit. Charakter und Sitten der Einwohner. . . . 224

Amerikanische Wilde.

Man hat seit der Entdeckung von Amerika beständig über die Art und Weise gestritten, wie dieser ungeheuere Welttheil bevölkert worden ist. Die große Aehnlichkeit, sowohl von der physischen als moralischen Seite, die man zwischen den ursprünglichen Amerikanern und den nordöstlichen Tartarn findet, hat die Meinung derer bestätigt, die die Abstammnng der Amerikaner aus diesem Theil von Asien herleiten. Büffon hat die Bemerkung gemacht, daß keine andern Thiere in den beiden Weltmassen zugleich gefunden werden, als nur solche, die das nordische Clima erzeugt. Man sieht daher in Amerika weder Elephanten, noch Löwen, Tiger

oder Kameele, dagegen aber Bären, Wölfe, Hirsche und Elendsthiere in Menge, und diese sind denen in der andern Hemisphäre ganz ähnlich. Diese Muthmaßung ist durch die Entdeckungen des Capitain Cooks fast zur Gewißheit geworden, da dieser große Seefahrer bis in die Meerenge drang, die Asien von Amerika absondert, und in einer Gegend nicht über 13 Seemeilen breit ist.

Die Wilden in Amerika sind von brauner Leibesfarbe, die sie noch dadurch erhöhen, daß sie sich den ganzen Leib mit Fett beschmieren, und sich damit in die Sonne legen. Sie bemalen sich auch das Gesicht, die Brust und die Schultern mit verschiedenen Farben, gemeiniglich mit Roth. Die Krieger besonders treiben diese Methode sehr weit, um ihren Feinden Furcht einzujagen, auch wohl um die ihrige desto besser zu verbergen. Die Jungen thun es überdem, um ihre Jugend nicht sehen zu lassen, die sie in den Augen aller Krieger heruntersetzen würde. Ist ihr Endzweck, ihre Schönheit zu erhöhen, so bedienen sie sich lebhafter und mannigfaltiger Farben. Auch die Todten werden gemalt, desgleichen die zum Tode bestimmten Gefangenen.

Sonst sind ihre Züge nicht so häßlich, besonders bei den Weibern. Sie sind von mittlerer Größe, und ihre Glieder wohl gebaut, so daß man fast keinen Buckligen unter ihnen findet. An manchen Theilen ihres Körpers ätzen sie sich mancherlei Figuren durch Schießpulver ein. Sie schneiden ihre Haare ab, und lassen nur einen kleinen Schopf auf dem Wirbel des Kopfes stehen, worein sie Federn, Wampum und andere Zierrathen stecken. Die Haare aber am Kinn und unter den Achseln reißen sie sorgfältig aus. Ihre Ohren hängen bis auf die Schultern; um sie zu verlängern, machen sie im untern Theile Oeffnungen, die sie mit Eisenwerk ausfüllen, das durchs Gewicht sie sodann herunter zieht; auch befestigen sie große Ringe daran. Einige stecken durch den Knorpel der Nase eine große Feder, und diejenigen, die durch Raub oder Handel eine Art von Reichthum erworben, tragen auf der Brust eine Silberplatte nebst Hals- und Armbändern; ferner ein Stück Leinwand, das sie um den Leib legen, ein farbiges Hemde, an welches sie wieder vielerlei Zierrathen hängen, eine Art von Stiefletten und Schuhen. Ueber alles die-

ses wird ein kurzer Mantel geworfen; so ist ihre Kleidung in Friedenszeit. Wenn sie aber in den Krieg ziehen, so lassen sie allen ihren Schmuck zurück, und nehmen nur bloß das Nöthige mit. Der einzige Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Kleidung besteht in einem kurzen Rock, den die Weiber tragen. Einige von ihnen lassen auch ihre Haare wachsen, und binden sie hinten auf dem Kopfe zusammen; allein die kurzen Haare, besonders an den Schaamtheilen, werden mit sammt der Wurzel ausgerissen.

Ihre Waffen sind eine Flinte, Pfeil und Bogen, ein Wurfspieß, ein Messer zu ihrem Haarputz, ein Schild von gehärtetem Leder, und der Tomahawk. Dieses Instrument ist fast das nützlichste in ihrer ganzen Bagage, denn es dient zum Beil, zur Pfeife und zum Degen. Sie sind sehr geschickt, ihn zu werfen, und tödten ihren Feind in einer beträchtlichen Entfernung; auch sind sie sehr geübt im Schießen, und erlegen Vögel im Fluge, Fische im Schwimmen und wilde Thiere im vollen Laufe.

Diese Indianer sind nicht einfältig, wie viele glauben, im Gegentheil besitzen sie ein großes Begreifungsvermögen, sind unternehmend, rasch ihre Entwürfe zu vollziehen, geschmeidig in Geschäften, erfindsam und voller Industrie. Sie sind sanft und gefällig gegen diejenigen, die sie für ihre Freunde halten, und unerbittlich in ihrer Feindschaft Sie glauben ihre Rache nicht eher befriediget, als bis ihre Feinde gänzlich vertilgt sind. Sie können Kälte, Hitze, Hunger und Durst auf eine erstaunungswürdige Weise ertragen, und dennoch ist kein Volk in der Welt, das sich zügelloser der Völlerei überläßt, sobald sich dazu Gelegenheit findet, als diese Wilden. Die Ausschweifungen aber, oder vielmehr die Unordnungen, die sie in der Trunkenheit begehen, haben keine böse Folgen, denn es fällt keinem ein, eine Beleidigung zu rächen, die in solchem vernunftlosen Zustande geschehen ist; nur allein den Mord ausgenommen. Unter ihnen sind alle Menschen gleich, bloß die persönlichen Eigenschaften werden geschätzt. Weder Rang noch Geburt giebt jemanden das geringste Recht, andern zu schaden, selbst auszeichnende Verdienste erzeugen

bei ihnen keinen Stolz, wodurch ihre Landsleute den Abstand fühlen könnten. Sind ihnen gleich feine Empfindungen unbekannt, so haben sie doch mehr Rechtschaffenheit, weniger Ceremonien, und noch weniger zweideutige Complimente, wie wir. Ihre öffentlichen Versammlungen geben von ihrem Verstand unleugbare Beweise; sie zeigen dabei ein Talent zur Beredsamkeit, das nicht geringe ist.

Sie leben zerstreut in kleinen Flecken oder Dörfern, die theils in den Wäldern, theils an den Ufern von Flüssen liegen, wo sie unbedeutende Pflanzungen von Feldfrüchten haben, die kaum zu ihrem Unterhalt auf sechs Monate hinreichen, die übrige Zeit des Jahrs ernähren sie sich von der Jagd, von der Fischerei, von Erdfrüchten, die hier im Ueberfluß und ohne Cultur wachsen.

Ihre Hütten sind gewöhnlich aus Baumzweigen geflochten und mit Baumrinden bedeckt, jede derselben hat einen Rauchfang und eine Thüre, die sie mit einem Vorlegeschloß verschließen. Diese Hütten oder Wigwhams sind übrigens sehr sinnreich gebaut, und nach dem Dache zu geründet. Ihre Höhe ist sieben Fuß, die Länge aber hängt

von der Anzahl Menschen ab, die zu der darin wohnenden Familie gehören.

Die Nachrichten in Ansehung ihrer Religion sind verschieden. Ob man gleich nicht gerade zu leugnen kann, daß sie eine haben, so ist es doch sehr schwer, die ihrige genau zu bestimmen. Darin kommt man überein, daß sie ein oberes Wesen erkennen, es aber nicht anbeten. Sie glauben, daß Gott zu weit von ihnen entfernt, und auch zu glücklich ist, um sich um die Menschen zu bekümmern; dabei haben sie aber Begriffe von einem künftigen Leben, und sind der Meinung, daß sie ihre Freunde, die vor ihnen gestorben sind, nach ihrem Tode in einer Art von Paradies wieder finden werden.

Die Wyandotts am Fluß Debroit und einige andere Völkerschaften haben eine geringe Kenntniß von der christlichen Religion, die ihnen katholische Missionärs beigebracht haben. Man findet daher bei ihnen eine Kirche, Kirchhof und Priester.

Die Schawanesen, die Irokesen, die Chikasaws und andere bekümmern sich sehr

wenig um Religion. Noch andre folgen ihren alten gottesdienstlichen Gebräuchen, die auf Gegenstände ihrer Liebe und ihres Hasses gerichtet sind, vorzüglich aber auf Wesen, die sie am meisten fürchten, und eigentlich das sind, was wir böse Geister nennen. Zu gleicher Zeit aber beten sie die Sonne und andere wohlthätige Gottheiten an, um von ihnen Glück zu ihren Unternehmungen, einen Ueberfluß an Lebensmitteln und andern nothwendigen Dingen zu erlangen.

Sie haben ihre Feiertage und Feste, an welchen sie in der Runde singen und tanzen, wobei sie sich einander an den Händen fassen; sie sind alsdann bei diesem Tanz so sehr bemalt und entstellt, daß es schwer ist, sie zu unterscheiden. Nach dem Tanz versammeln sie sich an einem Orte, wo ein Gastmahl zubereitet ist, das in Fleischspeisen, Fischen, Wildpret und Früchten besteht. Alle anwesende Wilden werden dazu eingeladen, und auch während dem Mahl wird gesungen. Sie glauben, daß solche Gastmähler den Kranken sehr zuträglich sind. Wenn daher einer unter ihnen krank wird, so schlachten sie eine Ziege, kochen das Fleisch und

laden dazu alle Freunde und Nachbarn ein, sodann werfen sie Tabak ins Feuer, und setzen sich auf die Erde rund um dasselbe herum, wobei sie erschrecklich heulen; nachher geht es ans Fressen unter dem Gesange melancholischer Lieder.

Einige Völkerschaften halten den Ehebruch für ein großes Verbrechen, bewilligen die Vielweiberei nicht, und begehen keinen Diebstahl; andre aber haben von diesen Dingen nicht so skrupulöse Begriffe. Bei den Chikasaws kann ein Mann seiner Frau die Nase abschneiden, wenn sie Ehebruch begeht; die Männer haben hingegen hierinnen völlige Freiheit. Diese Nation duldet keine Oberhäupter. Bei den Irokesen schneidet man einer Ehebrecherin Nase und Ohren ab, sodann stößt sie der Ehemann von sich, und von diesem Augenblick an ist sie verbunden, sich allen Männern Preis zu geben, die es verlangen. Die Vermischung mit Weibspersonen außer der Ehe wird bei ihnen für sehr erlaubt gehalten, weil sie alle Menschen als unumschränkt und völlig frei betrachten.

Ihre Heirathsceremonien sind nicht groß. Der Bräutigam giebt in Gegenwart von Zeugen der

Frau einen Hirschfuß, und diese überreicht ihm dagegen eine Kornähre. Dieses sind die Sinnbilder ihrer beiderseitigen Pflichten. Die Weiber sind wahre Sklavinnen der Männer, so wie bei allen rohen Völkern, die sich des Rechts der Stärke bedienen. Man beschuldigt diese Wilden der Rachsucht, jedoch mit wenig Grund, denn ihre Rachbegier erstreckt sich bloß darauf, sich bei Beleidigungen Recht zu verschaffen, und auch hierin sind sie voll Nachsicht, Mord und Ehebruch ausgenommen. Ihr höchstes Oberhaupt hat nicht die Macht, jemanden das Leben zu nehmen, sondern man überliefert den Mörder den Freunden des Ermordeten, um mit ihm nach Willkühr zu schalten. Oft wenn einer den andern umbringt, so wird der Mörder wieder von einem Freund des Ermordeten umgebracht; dieser findet dann auch einen Rächer, und so geht es fort, das Blut fließt in Menge, bis der Streit endlich durch Geschenke von beiden Seiten geschlichtet wird.

Diese Völkerschaften geben das auffallendste Beispiel von dem Unglück der Menschen, wenn sie ohne Regierung sind. Ein jedes Oberhaupt, sobald

es sich beleidigt glaubt, sondert sich von seinem Stamme ab, und läßt sich in einiger Entfernung nieder, von wo aus er seine eignen Landsleute bekriegt. Diese Oberhäupter sind fast immer unter einander im Kriege begriffen. Wenn sie Gefangene machen, so behandeln sie solche außerordentlich grausam. Sie beladen sie mit großen Lasten, die sie nach ihren Wohnörtern schleppen müssen. Bei ihrer Ankunft daselbst werden sie jämmerlich gemartert. Die Wilden, Männer, Weiber und Kinder, stellen sich in zwei Reihen, bewaffnet mit Feuerbränden, Messern, Zangen und andern Instrumenten. Hier muß der Unglückliche durchlaufen, wobei sie alle Martern an ihm ausüben. Die mehresten kommen unter diesen Qualen um, diejenigen aber, die sie überleben, werden in einer Familie aufgenommen, und wenn man keinen Verdacht wegen einer Entweichung auf sie wirft, so werden sie von ihren neuen Anverwandten mit Zärtlichkeit behandelt, und genießen alle Vorrechte der Eingebornen.

Wenn man die Verfassung dieser Wilden genau untersucht, so findet man unter ihnen eine pa-

triarchalische, oder gewissermaßen eine aristocratische Regierungsform, die sehr mannigfaltig ist. Darin hat sie mit der patriarchalischen Aehnlichkeit, daß gewöhnlich das Haupt der Familie herrscht, und diese Völker ihre Oberhäupter als ihre Väter betrachten, wobei ihr Gehorsam allezeit freiwillig ist. Aristocratisch, weil jede Dorfschaft ihr Oberhaupt hat, das vor allen andern der nämlichen Nation unabhängig ist, dagegen aber auch von seinen Unterthanen sehr wenig Gehorsam fodern kann. Alle Geschäfte von einiger Wichtigkeit werden nach dem Rath der Aeltesten abgethan.

Einige Völkerschaften haben jede drei Familien- oder Hauptstämme, die so alt zu seyn scheinen, wie ihr Ursprung ist. Unter diesen hat eine den Rang vor den andern beiden. Eine jede hat ihr abgesondertes Oberhaupt in jedem Dorfe, und in allen Angelegenheiten, die die ganze Nation betreffen, vereinigen sich diese Oberhäupter, um darüber zu berathschlagen. Jeder Stamm hat die Benennung von einem Thier, und auch die ganze Völkerschaft führt den Beinamen eines Thiers, dessen Figur den Wilden gleichsam zum Wappen dient.

Ihre Tractaten werden gewöhnlich mit solchen Thierbildern bezeichnet.

Die Huronen haben den Beinamen Stachelschweine. Ihr vornehmster Stamm heißt der Bär, die beiden andern Hauptstämme aber der Wolf und die Schildkröte; überdem hat ein jedes Dorf einen solchen Namen und Wappen, wodurch viele Reisende in ihren Länderbeschreibungen irre gemacht worden sind. Außer diesen Unterscheidungszeichen der Völkerschaften, Stämme und Dörfer giebt es noch andere, die sich auf gewisse Gebräuche oder besondere Vorfälle gründen; z. B. einige Geschlechter unter den Huronen nennen sich die Tabaks-Gesellschaft, und andre führen einen Castor zum Wappen.

Die Irokesen haben die nämlichen Thiere mit den Huronen gemein, von denen sie eine Colonie zu seyn scheinen, jedoch mit diesem Unterschied, daß die Schildkrötenfamilie bei den ersten in zwei Familien getheilt ist, die sie die große und kleine Schildkröte nennen. Außer diesen Namen aber, die eigentlich nur repräsentativ sind, führen die Oberhäupter noch andere, die gleichsam ihre Wür-

de bezeichnen, einer wird genannt der ädelste, der andre der älteste u. s. w. Ueberdem haben sie noch einen dritten Namen, der ihrer Person eigen ist.

Diese Ertheilung der Titel geschieht jederzeit mit großen Ceremonien. Das neue Oberhaupt muß dabei ein Gastmahl geben, Geschenke austheilen, eine Lobrede auf seinen Vorgänger halten und ein Lied singen.

In den nördlichen Gegenden und überall, wo die algonquanische Sprache geredet wird, werden die Oberhäupter gewählt, allein die ganze Wahlceremonie sind Gastmähler von Gesängen und Tänzen begleitet.

Unter den Huronen aber ist diese Würde erblich, und zwar geschieht die Erbfolge durch weibliche Linien, so daß nach dem Tode eines Oberhauptes nicht sein Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester ihm nachfolgt. Ist aber kein solcher vorhanden, so fällt die Würde auf den nächsten Verwandten von weiblicher Seitenlinie. Stirbt ein ganzer Zweig aus, so erwählt die ädelste Ma-

trone der Völkerschaft einen Wilden nach Wohlgefallen, und ernennt ihn zum Oberhaupt.

Es ist jedoch ein reifes Alter zur Regierung erfoderlich. Wenn nun das erbliche Oberhaupt hiezu noch nicht gelangt ist, so giebt man ihm einen Regenten zu, der alle Autorität besitzt, und die Regierung im Namen des Minderiährigen verwaltet. Man weiß zwar von keiner großen Ehrfurcht gegen diese Oberhäupter, dennoch aber werden ihre Befehle befolgt, weil sie damit sehr behutsam sind, und wissen, wie weit sie gehen können. Sie bitten und rathen mehr, als daß sie befehlen, und überschreiten nie die Gränzen ihrer Macht. Ueberdem hat eine jede Familie das Recht, einen Rath oder Assistenten des Oberhaupts zu erwählen, ohne welche dieser nichts von Erheblichkeit unternehmen kann.

Dieses Korps der Assistenten ist das ehrwürdigste der Nation. Nach demselben kommt die Zunft der Alten, wozu alle diejenigen gehören, die zu reifen Jahren gelangt sind. Den letzten Rang haben die Krieger, das ist, alle diejenigen, die im Stande sind, Waffen zu tragen. Das Ober-

haupt der Nation ist gewöhnlich ihr Anführer im Kriege, allein er muß zuvor Proben seines Muths abgelegt haben.

Man findet höchst selten bei ihnen weibliche Oberhäupter. Jedoch wurden die Attakapas, ein Volk, das westwärts vom Missisippifluß unweit des mexicanischen Meerbusens seinen Wohnsitz hat, im Jahr 1771 von einem Weibe beherrscht. Bassu, ein neuerer Reisender, berichtet, daß sie mit so viel Muth und Verstand regierte, wie ein Mann nur immer habe thun können. Sie war jung und sehr wohl gebildet; schöne Haare, regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen, eine volle Brust und ein majestätischer Wuchs; alles vereint flößte nach der Versicherung des Franzosen Bassu, der wahrscheinlich aber seinen galanten Pinsel zu stark eingetaucht hat, Bewunderung ein. Hiezu kamen nun noch die Eigenschaften des Geistes und Herzens. Kurz, sie zeichnete sich vor den andern wilden Damen so aus, daß die Attakapas sie wie eine Gottheit betrachteten.

Die Angelegenheiten, die bloß eine Familie oder ein Dorf betreffen, werden durch das Haupt

der

der Familie und die vornehmsten Einwohner regulirt. Betrifft die Sache aber einen Stamm, und hat entweder Streitigkeiten unter den Dorfschaften und Familien, oder die Zusammenberufung der Krieger zum Gegenstand, so wird sie in einer Versammlung der Oberhäupter dieser Dorfschaften entschieden. Wenn aber die ganze Nation dabei interressirt ist, z. B. bei Kriegserklärungen, Bündnissen mit benachbarten Völkerschaften, u. s. w., so wird eine große Nationalversammlung gehalten, die aus sämmtlichen Oberhäuptern der Stämme und den Kriegsanführern aller Dorfschaften besteht.

Ein jedes Dorf hat seinen Versammlungssaal, wo das Oberhaupt nebst den Alten gelegentlich zusammen kommen. Ein jeder Stamm hat wieder einen andern bestimmten Ort, wo sich die Stammhäupter versammeln. Endlich hat auch jede Nation eine Art von Reichstagssaal, wo sich alles einfindet, um über wichtige Nationalangelegenheiten zu berathschlagen. Es herrscht dabei eine Ordnung, die man nicht erwarten sollte. Bevor eine Materie in der Nationalversammlung vorgetragen wird, wird sie von den Häuptern der Stämme und

ihren Assistenten sorgfältig erwogen, und wenn diese die Sache genehmigen, so wird sie öffentlich der Beurtheilung der Nation anheim gestellt. Da ihre Regierung ganz allein auf die Ueberredung gegründet ist, so bemühen sie sich unter einander, durch Geschenke Stimmen zu erhalten. So ist die Verfassung mit geringer Abweichung bei allen wilden Völkerschaften, die jetzo Nachbarn der vereinigten Staaten sind.

Bei diesen Versammlungen beweisen sie so viele Klugheit, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit, die den gesittetesten Nationen Ehre machen würde. Man schließt nichts übereilt, so wie überhaupt die großen Leidenschaften, die auf die Politik so starke Wirkung haben, bei diesen Wilden, wenn es das allgemeine Beste betrifft, noch nicht herrschend geworden sind. Die dabei Interessirten wenden alle nur ersinnliche Mittel an, ihre Absichten zu erreichen, und zwar mit einer Verschlagenheit und Kunst, die man so rohen Menschen nimmermehr zutrauen würde.

Der erste Anblick beim Eintritt in den Versammlungssaal macht eben keinen sonderlichen Ein-

druck. Man stelle sich eine Anzahl fast nackter Wilden vor, deren Haare auf eine sehr mannigfaltige, durchaus aber lächerliche Art aufgestutzt sind, mit der Pfeife im Maul, und mit einer Sorglosigkeit auf ihren Gesichtern, als ob sie an gar nichts dächten. Dann und wann läßt einer ein Wort fahren, und man antwortet ihm eben so einsylbig. Dieser nachtheilige Begriff aber hört auf, sobald man das Resultat ihrer Berathschlagungen erfährt.

Man sollte glauben, daß Völker, die nichts, weder etwas für sich noch im Ganzen besitzen, die keinen Ehrgeitz haben sich auszubreiten, sehr wenig unter einander zu thun haben müßten. Der Geist des Menschen aber ist von Natur unruhig, und kann nicht unthätig bleiben, vielmehr ist er sinnreich, sich Geschäfte zu verschaffen. Die Wilden treiben daher immer Handel mit einander, und immer ist etwas auf dem Tapet. Bald ist die Rede von Tractaten zu schließen oder zu erneuern, bald von Diensterbietungen, von Höflichkeiten, von Bündnissen, die man gern zu Stande bringen möchte, von Einladungen zum Kriege, von Glückwünschungen zu angenehmen Vorfällen, von Con-

dolenzen über den Tod eines Oberhaupts oder einer sonst angesehenen Person. Alles dieses geschieht mit einer Sorgfalt und Würde, die man gewiß bewundern muß.

Bei allen Vorfällen halten sie Reden, die manchmal sehr lang sind, und wobei der Redner nie unterbrochen wird. Ein jeder Stamm und Ortschaft hat einen solchen Redner, die denn gewöhnlich bei Hauptversammlungen das Wort führen. Sie reden immer gut und zu rechter Zeit. Diese natürliche Beredsamkeit wird ihnen Niemand streitig machen, der Gelegenheit hat, mit ihnen umzugehen, wobei sie eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, Recht und Billigkeit anschaulich zu machen. Bei gewissen Gelegenheiten erwählen sich die Weiber einen Redner, der in ihrem Namen auftritt und der Dollmetscher ihrer Gesinnungen ist.

Ueber die Beredsamkeit der Indianer in Nordamerika.

Es ist ein bewundernswürdiges Schauspiel, Völker zu sehen, die nicht die geringsten Begriffe von Künsten und Wissenschaften haben, und dennoch Gegenstände mit so viel Genauigkeit abhandeln, und so viel Beredsamkeit bei ihrem Vortrag zeigen. Selbst gelehrte Europäer versichern, ihren Rednern ganze Stunden lang mit Vergnügen zugehört zu haben. Das Anziehende dieser Reden besteht darinne, daß sie gerade zum Herzen gehn, und daß die Wilden, anstatt Phrasen zu gebrauchen, Gemälde entwerfen, wodurch sie den Zuschauer beständig interessiren. Ferner reden sie die Sprache der Empfindung und der Vernunft, und wissen nichts

von witzigen Anspielungen. Die Natur leitet sie, die Vernunft erleuchtet sie, und die Empfindung bestimmt sie. Sie haben keine andre Lehrer, und kennen keine Kunstregeln, dennoch überzeugen und rühren sie.

Sie haben einen Ueberfluß an Ausdrücken, und bedienen sich oft der Metaphern, der Allegorie und anderer Rednerfiguren, selbst ohne es zu wissen. Mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt, sind sie mit Repliken gleich fertig, und mischen in ihre Reden nicht selten so glückliche Züge, die man in den größten europäischen Versammlungen bewundern würde. Ihr Gedächtniß ist nicht weniger vortrefflich. Ob sie gleich aller Hülfsmittel beraubt sind, die wir zur Unterstützung des unsrigen erfunden haben, so spürt man diesen Mangel doch nicht bei ihren öffentlichen Verhandlungen, wo sie die genauesten Umstände der Begebenheiten und längst geschehener Vorfälle mit größter Ordnung anführen. Bei gewissen Gelegenheiten bedienen sie sich jedoch kleiner Stäbe, um sich der Materien zu erinnern, die sie abhandeln wollen. Hierdurch werden ihrem Geiste die Gegenstände so sehr gegenwärtig, daß sie

im Stande sind, vier bis fünf Stunden ununterbrochen fortzureden. Das Merkwürdigste dabei ist, daß fast alle diese Reden ohne Vorbereitung geschehen, weil unerwartete Vorfälle und Meinungen gemeiniglich erst dem Redner zur Richtschnur dienen, und seinen Vortrag bestimmen.

Ihre Beredsamkeit hat einen starken Nachdruck, das Natürliche und Pathetische, das die Kunst nicht zu geben vermag, und das die Griechen an den Barbaren bewunderten. Ob sie gleich nicht von der Action unterstützt wird, da sie von dem, was sie sagen, durchdrungen sind, so ist doch ihre Erzählung so deutlich als bestimmt, und mit allen Annehmlichkeiten verbunden, deren ihre Sprache nur immer fähig ist. Hier sind einige Beispiele ihrer Beredsamkeit.

Im Jahr 1720 hatte sich ein Wilder von der Nation der Chitimachas an einem entlegenen Orte am Ufer des Missisippi verborgen, und tödtete daselbst einen französischen Missionär, Namens Saint Come. Bienville, damaliger Gouverneur von Louisiana, wollte diesen Mord an der ganzen Völkerschaft rächen; um aber seine Leute zu schonen, ließ

er sie durch andere wilde Nationen angreifen, mit welchen die Franzosen im Bündniß standen. Die Chitimachas wurden überwunden, und der Verlust ihrer besten Krieger zwang sie, um Frieden zu bitten. Der Gouverneur bewilligte ihnen solchen mit der Bedingung, daß sie den Kopf des Mörders brächten. Sie bequemten sich dazu, und überreichten sodann dem Gouverneur die Friedenspfeife. Bei dieser Gelegenheit hielt einer von den wilden Abgeordneten an den Gouverneur folgende Rede:

„Mein Herz lacht vor Freude, mich vor Dir zu sehen. Wir haben alle das Friedenswort gehört, das Du zu uns gesandt hast. Das Herz unsrer ganzen Nation lacht darüber vor Freude, so daß es in uns pocht. Unsere Weiber haben in dem Augenblicke alles Geschehene vergessen und haben getanzt, und unsre Kinder sind herumgesprungen wie die jungen Rehe. Dein Wort (des Friedens) wird nie bei uns verloren gehen; unsre Herzen und Ohren sind voll davon, und unsre Nachkommen werden es so lange aufbehalten, als das alte Wort (die Tradition) dauern wird. Da der Krieg uns arm gemacht hat, so

sind wir gezwungen worden, eine Hauptjagd anzustellen, um Dir einiges Pelzwerk zu bringen. Wir wagen es nicht, uns zu entfernen, aus Furcht, daß die andern Nationen Dein Wort noch nicht gehört haben; wir sind mit Zittern hierher gekommen, bis wir Dein Angesicht gesehen haben.“

„Wie zufrieden ist mein Herz und meine Augen, Dich heute zu sehen. Unsre Geschenke sind klein, aber unsre Herzen sind groß, um Deinem Worte zu gehorchen. Wenn Du uns befehlen wirst, so werden wir laufen und springen wie die Hirsche, um Deinen Willen zu thun.“

Hier machte der Redner eine Pause, und fuhr nach einer kleinen Weile also fort:

„Ach, wie schön ist heute die Sonne, im Vergleich mit der vorigen Zeit, da Du auf uns erzürnt warest. Wie gefährlich ist ein böser Mensch! Du weißt, daß ein einziger das betende Oberhaupt *) umgebracht, und dessen Tod unsre besten Krieger auch ins Grab gelegt hat.

*) So nennen die Wilden die Missionarien.

Es sind uns nur noch alte Männer, Weiber und Kinder übrig, die ihre Arme gegen Dich als einen guten Vater ausstrecken. Die Galle, die ehemals Dein Herz erfüllte, hat dem Honig Raum gemacht. Der große Geist zürnet nicht mehr mit unserm Volke. Du hast den Kopf des bösen Menschen verlangt, um Frieden zu machen, und wir haben ihn Dir geschickt.“

„Vormals war die Sonne roth, die Wege waren mit Dornen und Stacheln angefüllt, die Wolken waren schwarz, das Wasser trübe und mit unserm Blute gefärbt, unsre Weiber beweinten ohne Aufhören den Verlust ihrer Männer und Verwandten, und wagten es nicht, Holz zu holen, um unsere Nahrung zuzubereiten, unsre Kinder schrien aus Furcht, bei dem geringsten Geschrei der Nachtvögel waren unsre Krieger auf den Beinen, sie schliefen nie anders als mit den Waffen in der Hand. Unsre Hütten waren verlassen, und unsre Felder blieben unangebaut, wir hatten alle die Bäuche leer und lange Gesichter. Das Wildpret flohe weit von uns weg; die Schlangen zischten vor Zorn und verlänger-

ten ihre Stacheln; die Vögel, die nahe bei unsern Wohnörtern nisteten, schienen durch ihren traurigen Laut uns Todtengesänge zu singen.“

„Heute aber ist die Sonne glänzend, der Himmel ist heiter, die Wolken haben sich verzogen, die Wege sind mit Rosen bedeckt, unsre Felder werden bearbeitet werden; wir werden dem großen Geiste die Erstlinge ihrer Früchte anbieten. Das Wasser ist so klar, daß wir unser Bild darinne sehen können, die Schlangen fliehen, oder sind vielmehr in Aale verwandelt, die Vögel vergnügen uns durch ihren sanften Gesang; unsre Weiber und Kinder tanzen und springen so sehr, daß sie darüber Essen und Trinken vergessen. Das Herz der ganzen Nation lachet vor Freude, daß wir jetzo mit Dir und den Deinigen auf einerlei Wege gehen können. Die nämliche Sonne wird uns beide erleuchten. Wir werden nun ein gemeinschaftliches Wort haben, und unsre Herzen werden nun eins seyn. Wer die Franzosen umbringen wird, den wollen wir umbringen. Unsre Krieger sollen auf die Jagd gehen, um für sie Wildpret zu erlegen, und dann

wollen wir alle zusammen essen. Wird dieses nicht gut seyn? Was sagst Du dazu, Vater?" —

Boisbriand, ein französischer Officier von vielen Verdiensten, wurde von dem Gouverneur Bienville zum Commendanten ernannt. Dieser Officier war gar nicht wohlgebildet, und überdem etwas bucklig. Bald nach seiner Ankunft im Fort langten bei ihm Abgeordnete aus allen Stämmen der Illinesen an. Diese Abgeordneten waren alle sehr wohlgestaltete Menschen, und sorgfältig von ihrem Volke auserwählt. Die unansehnliche Figur des Commandanten war ihnen daher anfangs auffallend, allein seine Reden und sein Betragen vertilgten bald diesen Eindruck. Was er sagte, war ganz dem Genie dieser Wilden angemessen. Hier ist seine Anrede, die er ihnen ohne Dollmetscher in ihrer eigenen Sprache hielt, wie auch die Antwort eines der Abgeordneten.

„Ihr Abgeordneten der berühmten und tapfern Illinesischen Nation, Bundesgenossen und Freunde der Franzosen, öffnet eure Ohren, um mein Wort zu hören, das da wahr ist, und so

klar und rein wie die Sonne, die uns heute so schön leuchtet, und die ich als den Herrn der Welt hiemit zum Zeugen nehme.“

„Das große Oberhaupt der Franzosen wohnt, wie ihr wohl wißt, jenseits des großen salzigen Sees in der alten Welt, wo die weißen Menschen, seine Unterthanen, sich in solcher Menge befinden, als die Blätter auf den Bäumen in euern Wäldern sind. Dieser mächtige König hat durch die redende Rinde *) erfahren, daß seine getreuen Bundesgenossen und Kinder, die rothen Illinesischen Männer sowohl, als auch ihre braven Bundesgenossen, die braven Kaskaschias, die Mitchigamias, die Penhengnichias, die Kaokias, die Timaroes u. s. w. ihm bei allen Gelegenheiten Beweise von ihrer Zuneigung gegen ihn und seine Colonie gegeben haben; daher hat der König mich zu euch gesandt, um in euerm Lande zu wohnen, und es beständig weiß zu erhal-

*) So nennen die Wilden die Briefe und überhaupt beschriebenes Papier.

ten *), weil er überzeugt ist, daß die rothen Illinesischen Männer mit Recht verdienen genannt zu werden. Diese Wahl von Seiten des großen Oberhaupts der Franzosen schmeichelt mich sehr, und bringt mich dahin, euch zu sagen, daß, ob ich gleich klein von Körper bin, so habe ich doch ein Herz, das groß genug ist, alle unsere Kinder, die rothen Illinesischen Männer, darin zu beherbergen."

„Ich bestätige euch also das Wort des zärtlichsten Vaters und des besten Königs in der Welt, und habe dabei von ihm den Auftrag, euch aus seinem Magazin Waaren zu bringen, die er euch schickt, um damit eure Weiber und jungen Mädchen zu bedecken; denn das Herz des großen Oberhaupts leidet viel, da er weiß, daß seine Kinder, die rothen Menschen, nackend gehen. Außerdem, damit sie das Wild zu ihrer Nahrung schießen und sich gegen ihre Todtfeinde vertheidigen mögen, bringe ich Feuergewehre, Flinten, Pulver und Kugeln. Als ein recht lie-

*) Ein weißes Land bedeutet bei ihnen einen District, wo man im Frieden lebt.

der Vater hat er auch etwas von seiner Milch, (Branntwein) hinzugethan, um die Herzen der Nation zu erfreuen, und den ehrwürdigen Alten Kraft zu geben, damit sie den jungen Kriegern weise Rathschläge geben können. Sie müssen ihnen ausdrücklich anrathen, nicht den Herrn des Lebens oder den großen Geist zu verspotten, der euch gegen eure Feinde beschützen wird. Wenn diese so verwegen sind, euch Leid zuzufügen, in der Zeit, daß ich unter euch wohne, so werdet ihr sehen, wie ich mich aufrichten, und an der Spitze aller meiner muthigen Krieger, Franzosen und Illinesen, mit unsern dicken Flinten (Kanonen) auf sie losgehen werde. Dann wollen wir diese kühnen Praler zerschmettern, und aus ihren Haaren Gewehrpfropfen machen."

„Ihr müßt wissen, daß das große Oberhaupt der Franzosen Befehlshaber genug hat, die besser gebildet und von größern Wuchse sind als ich, die er euch also hätte schicken können; allein dieser mächtige König besorgte mit Recht, daß ein anderer sein königliches Wort seinen Kindern, den rothen Menschen, nicht hätte so gut erklä-

ren können, wie ich, da er weiß, daß ich eure Sprache rede. Deswegen nur hat er mich den großen Befehlshabern seines ungeheuern Reichs vorgezogen, und mich mit den Geschenken hieher geschickt, damit ich sie unter euch nach seinem Befehle austheile. Dieses soll auch geschehen, ohne daß auch das geringste euch entzogen werden soll.“

Diese Rede wurde mit der größten Aufmerksamkeit und Stille angehört, nach deren Endigung die ganze Versammlung den lautesten Beifall zu erkennen gab.

Der älteste Redner der Nation wandte sich hierauf an Boisbriand und hielt folgende Gegenrede:

„Dein Wort hat unsre Herzen durchdrungen, so geschwind wie der Pfeil eines Bogens. Unsre Krieger und unsre jungen Leute, die oft nur nach dem Schein urtheilen, verachteten Dich vorher aus Unwissenheit; jetzo aber erkennen sie mit Recht, daß Du höher an Licht und an Muth bist, als die Sterne über unsern Häuptern, und daß Du an Verstand und Wissenschaft tiefer bist,

als

als die Schlünde des Missisippi. Sie denken mit mir, daß die Kraft Deines Verstandes Deinen Körper zu wachsen verhindert hat. Daher hat auch der Herr des Lebens Dich für Deine kleine Gestalt hinreichend entschädigt, da er Dir ein großes Herz und heldenmüthige Gesinnungen gab, um die rothen Illinesischen Männer und ihre Bundsgenossen wider ihre Feinde zu vertheidigen. Wir werden uns bemühen, Deine Freundschaft zu erhalten, und freuen uns, daß das große Oberhaupt der Franzosen unsre Nation zu seinen Kindern angenommen hat.“

„Wir bitten Dich daher sehr, durch die redende Rinde unserm Vater, dem großen Oberhaupt der weißen Menschen, zu berichten, daß wir in unsrer Sprache nicht genug Ausdrücke finden können, um ihm für seine väterliche Liebe zu danken, und daß er, um unser Land beständig weiß zu erhalten, uns einen so muthigen Befehlshaber geschickt hat, wie Du bist. Um unsre aufrichtige Dankbarkeit zu bezeigen, werden wir einige unserer angesehensten Männer erwählen, die sich jenseit des großen salzigen Sees begeben,

und unsern Vater in seiner großen Hütte, im großen Dorfe der Franzosen, aufsuchen sollen. Sie sollen ihm sagen, daß wir als seine getreuen Bundesgenossen und Kinder, die rothen Illinesischen Männer, leben und sterben wollen.“

Diese Abgeordneten kamen auch 1725 nach Frankreich und wurden dem Könige vorgestellt, der dem vornehmsten derselben eine Medaille mit seinem Bildniß gab.

Die Padoucas, eine unweit des Forts Orleans wohnende Völkerschaft, waren mit benachbarten Nationen, Freunden der Franzosen, in Krieg verwickelt, wobei der französische Handel litt. Diesem Uebel abzuhelfen, versammelte Bourgmont, Commendant des Forts Orleans, alle Nationen, die französische Bundesgenossen waren, und vermochte sie, auf die Padoucas loszugehen, um sie mit Gewalt zum Frieden zu bringen. Er langte den 18ten October 1724 im Angesicht der Feinde an. Diese erschracken, und schon den folgenden Tag erschien das Oberhaupt der Padoucas mit drei Kriegsanführern im französischen Lager. Bourg-

mont reichte ihnen die Hand, ließ sie niedersetzen und rauchen. Eine halbe Stunde nachher sahe man eine große Anzahl Padoucas mit vielen Weibern und Kindern auch im Lager ankommen. Nunmehr stand das Oberhaupt auf, stellte sich mitten unter den Haufen, und rief dem Dollmetscher, um alles, was er sagen würde, zu erklären; wobei er versicherte, noch ehe er anfing, daß er gern zwei Finger von seiner Hand geben wollte, wenn er selbst mit dem Befehlshaber der Franzosen in seiner eignen Sprache reden könnte.

Dies war seine Rede:

„Vater! mein Herz ist gedrückt, als wenn es zwischen zwei Steinen läge. Warum kann ich nicht so reden wie Du, um mich verständlich zu machen? Dennoch würde ich nicht wie mein Herz reden können; besser wäre es, wenn mein Herz eine Zunge hätte, um sich selbst hören zu lassen."

„Seit langer Zeit sind unsre Herzen den Blättern ähnlich, die der Wind bewegt. Kaum hatten wir unsre Klagen über einen getödteten Krieger geendigt, so mußten wir schon einen an-

dern beweinen. Unsere Weiber wagten es nicht, Holz zu holen, um uns das Essen zuzubereiten, und unsre Kinder schrien Tag und Nacht aus Hunger. Wir unterstanden uns nicht, auf die Jagd zu gehen, denn die Sonne war roth, das Wetter traurig und die Wege mit Dornen bedeckt. Das trübe Wasser verbarg uns die Fische, und das Wild floh uns. Der Bauch war uns eingeschrumpft und die Backen eingefallen. Aber jetzo, lieber Vater, ist alles anders. O, der glückliche Tag! Unsre Nachkommen werden Deinen Namen und die Güte Deines Königs preisen, der uns so schöne Sachen schenkte. Könnten wir wohl die guten Herzen der Franzosen vergessen, die so viele Dinge ohne Ursache hergeben? Alles, was man mir von Euch gesagt hat, ist nichts im Vergleich mit dem, was ich sehe. Ich habe viel von Euerm Muth gehört, Ihr gebt aber den stärksten Beweis davon, da Ihr uns so fürchterliche Waffen schenkt, deren bloßes Geräusch uns schon zittern macht. Die Spanier behandeln uns hingegen wie Pferde, deren sie eine so große Anzahl haben, daß sie nicht

wissen, was sie damit thun sollen. Sie geben uns nichts als schlechte Beile von weichem Eisen und kleine Messer, deren Spitzen sie oft stumpf machen, aus Furcht, daß wir uns dieser Instrumente gegen sie bedienen könnten. Wie groß ist der Unterschied zwischen den Franzosen und Spaniern, die ich nicht höher halte, wie diese Erde, (wobei er sich bückte, und ein wenig Erde aufhob, die er in die Höhe warf) anstatt daß ich die Franzosen wie die Sonne betrachte." (Auf die er dabei mit der Hand wies.)

„Sey versichert, daß alles, was ich Dir sage, wahr ist, denn ich bin ein wahrheitliebender Mensch. Höre, Vater, ich bitte Dich im Namen meiner ganzen Nation, einige Franzosen zu uns zu senden. Wir wollen sie gut aufnehmen und ihnen Pferde und Pelzwerk geben. Ich werde gleich nach Deinem Abmarsch unsre Alten zusammen berufen, und sodann befehlen, daß man gegen Ochsenhäute von den Spaniern Pferde einhandle, um sie Euch zu geben, auch soll man viel Pelzwerk für die Franzosen einsammeln. Mit einem Wort, ich werde alles thun, was Du

willst, damit Du siehst, daß unsre Herzen Dir und Deinen Franzosen mehr gehören, als ob Ihr unsre Brüder wäret. Glaube gewiß, daß meine Worte aus meinem Herzen kommen, und daß ich die Wahrheit liebe." —

Auch die Weiber unter den Wilden haben das Talent der natürlichen Beredsamkeit. Hier ist ein Beispiel davon.

Im Jahr 1789 begieng der französische Commendant Gepar, der am Missisippiflusse den Posten in der Nähe der Natches commandirte *), viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen diese Nation, die er hätte schonen sollen, da sie seit langer Zeit Freunde der Franzosen waren. Den Natches, die so wie alle andere Völkerschaften die Tirannei verabscheuen, war dies Betragen unausstehlich, und zwar von Menschen, die sie in ihrem

*) Die Natches waren ehemals eine mächtige und ihren Nachbarn furchtbare Nation. Nach dem Blutbade aber, das sie unter den Franzosen anrichteten, wurde fast die ganze Nation ausgerottet. Diejenigen, die entkamen, flüchteten zu den Tchicachats, die ihnen in ihrem Lande einen Wohnsitz anwiesen.

Lande als Fremde betrachteten. Die Vornehmsten und Aeltesten des Volks berathschlagten sechs Tage untereinander, was hiebei zu thun wäre; und der einmüthige Schluß war, an einem bestimmten Tag und Stunde alle Franzosen auf einmal umzubringen.

Ohngeachtet aller Vorsicht, die die Wilden beobachteten, ihr Vorhaben den Weibern und den Niedern der Nation zu verbergen, so geschahe es doch, daß die Mutter des großen Oberhaupts, eine Frau von vielem Verstande, die den Franzosen sehr geneigt war, durch die heimlichen Bewegungen veranlaßt, die Verschwörung ahndete. Sie fand sich beleidigt, daß man ihr aus dem vorhabenden Entwurf ein Geheimniß machen wollte, und beklagte sich deshalb bitterlich bei ihrem Sohne, dem sie sein geringes Zutrauen zu ihrer Verschwiegenheit vorwarf; da sie aber nichts bei ihm ausrichten konnte, so zog sie ihn auf die Seite, um von Niemand gehört zu werden, und nun redete sie ihn folgendermaßen an:

„Wir wollen uns hier setzen, ich bin müde, und habe Dir etwas zu sagen. Oeffne Deine

Ohren, um mich zu hören. Ich habe Dich nie gelehrt zu lügen. Ich habe Dir immer gesagt, daß ein Lügner nicht verdiente, wie ein Mensch betrachtet zu werden, und daß eine lügenhafte Sonne *) höchst verächtlich sey. Ich hoffe daher, Du wirst mir die Wahrheit sagen. Sage, sind die Sonnen nicht alle Brüder? Indessen verbergen sich alle Sonnen vor mir, als ob meine Lippen abgeschnitten wären, und als ob ich meine Worte nicht zurückhalten könnte. Bin ich denn ein Weib, die im Schlafe redet? Ich kränke mich sehr, mich von meinen Brüdern und auch von Dir verachtet zu sehen. Was? Bist Du nicht aus meinem Leibe hervorgegangen? Hast Du nicht an meinen Brüsten gesogen? Habe ich Dich nicht mit meinem Blute ernährt? Ist dieses nämliche Blut nicht in Deinen Adern? Würdest Du eine Sonne seyn, wenn Du nicht mein Sohn wärest? Hast Du schon vergessen, daß

*) Alle Zweige der regierenden Familie unter den Natches, sowohl männliche als weibliche, führten den Namen Sonnen, weil sie, so wie die Inkas in Peru, vorgaben, von der Sonne abzustammen.

Du ohne meine Sorgfalt schon längst in der Kindheit gestorben seyn würdest? Jedermann hat es Dir gesagt, und ich habe es Dir selbst gesagt, daß Du der Sohn eines Franzosen bist *). Aber mein Blut ist mir viel lieber, als das Blut der Fremden; ich gehe jetzo an Deiner Seite wie ein Hund, den man nicht bemerkt. Ich wundre mich, daß Du mich nicht mit dem Fuße von Dir stößest. Hast Du jemals unter unserm Volke einen Sohn gesehen, der seiner Mutter nicht trauet? Du bist der einzige dieser Art. Es gehen so viele Bewegungen vor, und ich soll die Ursache nicht davon wissen, ob ich gleich die alte Sonne bin. Fürchtest Du, daß ich Deinen Vor-

*) Diese Prinzessin hatte lange Zeit mit einem französischen Offizier vertrauten Umgang gehabt, so daß Niemand zweifelte, daß er nicht der Vater der regierenden Sonne sey. Dieses entzog letzterem nichts von der Ehrfurcht seinrr Unterthanen. Die Weiber gaben unter dieser Nation den Adel. Man begnügte sich, wenn man nur der Mutter eines Menschen versichert war, denn um den Vater bekümmerte man sich wenig.

satz vereitele und Dich zum Sklaven der Franzosen mache, gegen die euer Entwurf gerichtet ist? Ich bin dieser Verachtung satt.“

Diese Anrede wirkte auf den Sonnensohn. Er brach in Thränen aus und gestand seiner Mutter alles, die ungesäumt den Franzosen heimlich Nachricht gab, auf ihrer Hut zu seyn. So groß war die Blindheit des vorher erwähnten tirannischen Commendanten, daß er die Boten, die ihm diese Warnung brachten, in Eisen schmieden ließ. Er wurde das Opfer seiner sinnlosen Sicherheit, und kam bei dem großen Blutbade um, das den 28. December 1728 wirklich vor sich ging. Alle in dem Lande der Natches befindlichen Franzosen wurden von den aufgebrachten Wilden sämmtlich nieder gemacht.

Von Mexiko und seinen jetzigen Bewohnern.

Dieses Land ist von einem weit ausgebreiteten Umfange, und in viele, der Lage nach sehr verschiedene Provinzen eingetheilt; folglich ist das Klima oder die natürliche Beschaffenheit derselben auch sehr ungleich. Einige Länder, wie die längs der Küste am Meere, sind heiß, meistentheils feucht und ungesund; andere, ja fast alle mitten im Lande liegenden, sind gemäßigt und gesund. Diese liegen sehr hoch, jene hingegen sehr tief. In einigen wehen die Winde vorzüglich aus Süden, in andern aus Osten, und in einigen aus Norden. An keinem der bewohnten Oerter im Königreiche Mexiko kommt die Kälte der in Frankreich und

Spanien gleich; und die größte Hitze ist nicht mit der in Afrika, oder mit der während der Hundstage in einigen der europäischen Ländern zu vergleichen. Der Unterschied zwischen Sommer und Winter ist so gering, daß auch die zartesten Personen im August und Januar einerlei Kleidung tragen. Die Einwohner dieses großen Reichs könnten daher sehr vergnügt und gesund leben, wenn nicht die Spanier alles angewendet hätten, um aus diesem schönen Lande Frohsinn und Verstand auszurotten; denn wie sollen die Einwohner froh seyn, da sie allen Strapazen ausgesetzt sind? Die Neger, deren Anzahl in diesem Reiche, in Vergleich mit den Mexikanern, sehr geringe ist, müssen Zuckerrohr und Tabak bauen und Zucker sieden. Aber der zum Bau dieser Pflanzen bestimmte Boden in Neuspanien verhält sich zu dem sämmtlichen angebaueten Lande nicht einmal wie 1 zu 2000. Die Indianer sind die einzigen, welche den Ackerbau verrichten; sie pflügen, sie säen, sie gäten, sie ernten den Weizen, Mais, Reis, die Bohnen, und alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, den Kakao, die Vanille, Baumwolle, den Indigo, und

alle andere zur Nahrung, Kleidung und zum Handel dieser Provinzen erforderlichen Früchte. Ohne ihre Hülfe können die dortigen Spanier so wenig ausrichten, daß die Weizenernte an manchen Orten im Jahr 1762, wegen Krankheiten, wodurch die Indianer an der Ernte verhindert wurden, ins Stecken gerieth. Dies ist aber bei weitem noch nicht alles, was die armen Indianer thun müssen. Sie sind es auch, die alles benöthigte Bauholz fällen und fortschaffen, Steine brechen und selbige behauen und an die bestimmten Orte bringen, Kalk, Gyps und Ziegel brennen, alle Gebäude im ganzen Reiche aufführen, ausgenommen an den wenigen Orten, wo keine wohnen, Straßen bauen und bessern, Canäle und Schleusen bauen, und die Städte reinlich halten. Sie arbeiten in vielen Gold-, Silber- und Kupfergruben; sie sind Hirten, Schäfer, Weber, Töpfer, Korbmacher, Bäcker, Botenläufer, Tagelöhner, u. s. w. mit einem Worte, sie sind diejenigen, welche die ganze Last der öffentlichen Arbeiten tragen.

Die Triften von Neuspanien sind herrlich, und ernähren eine unglaubliche Menge von Pferden,

Kühen, Schafen und andern nützlichen Thieren. Es bringt überdies eine eben so große Menge von Früchten als allerlei Gattungen von Getreide hervor; mit einem Worte, es giebt keine Art von Getreide, Hülsenfrüchten, Küchenkräutern und Obst, welche in diesem Boden nicht vortrefflich aufwachsen und gedeihen. In den Gegenden, wo man Weizen bauet, sieht man zu allen Jahreszeiten hier Ernte, dort reifendes Getreide, hier grünes und dort die Aussaat, woraus sich die große Fruchtbarkeit des Bodens abnehmen läßt.

Die Mexikaner sind von einem guten Wuchse, meistens eher über einer mittlern Statur als darunter, und von wohlproportionirten Gliedmaßen; sie haben eine gesunde Farbe, niedrige Stirne, saubere, feste, regelmäßige, weiße Zähne, dickes, schwarzes, starkes, glänzendes Haar, einen schwachen Bart, und überhaupt an den Armen, Beinen und Schenkeln keine Haare. Ihre Haut gleicht der Farbe der Löwenhaare, oder fällt ins braungelbliche. Doch findet man auch manchmal welche unter ihnen, die so weiß sind als die Europäer.

Unter keiner Nation auf dem ganzen Erdboden giebt es vielleicht weniger ungestaltete Personen, als unter den Mexikanern. Es soll wirklich schwerer halten, unter 1000 nur einen Buckligen, Lahmen und Schielenden zu finden, als einen solchen unter einigen Hunderten von einer andern Nation. Ihre unangenehme Farbe, niedrige Stirne, grobes Haar und dünner Bart werden hinlänglich durch ihre regelmäßigen und wohlproportionirten Gliedmaßen ersetzt, so daß man sie weder schön noch häßlich nennen kann. Ihr Anblick nimmt weder für sie, noch wider sie ein. Unter den jungen Weibern in Mexiko giebt es aber auch viele recht schöne, und ihre Reitze werden durch ihre einnehmende Art zu reden, durch ihre Artigkeit und Bescheidenheit in ihrem ganzen Betragen noch erhöhet.

Die Sinne der Mexikaner sind scharf, zumal das Gedächtniß, welches sie unverändert bis ins höchste Alter erhalten. Ihre Leibesbeschaffenheit ist gesund und dauerhaft. Von vielen unter den Spaniern herrschenden Krankheiten sind sie ganz frei; hingegen sind sie die vornehmsten Opfer epidemischer

Krankheiten, denen ihr Land gelegentlich ausgesetzt ist; bei ihnen fangen solche an, und bei ihnen hören sie auch auf. Nie bemerkt man bei ihnen den übelriechenden Athem, welcher bei andern durch verdorbene Säfte und üble Verdauung verursacht wird. Ihr Temperament ist phlegmatisch, ihr Kopf wird aber selten durch den Abfluß aus der Nase und durch Spucken gereiniget. Sie bekommen zeitiger graues Haar als die Spanier, und obgleich viele an hitzigen Krankheiten sterben, so ist doch auch ein Alter von 100 Jahren unter ihnen eben nichts ungewöhnliches.

Sie sind von jeher und noch itzt sehr mäßig im Essen und Trinken, aber ihre Liebe zu geistigen Getränken geht bis auf den höchsten Grad. Ehemals wurden sie durch die Strenge ihrer alten Gesetze im Zaume gehalten; nun ist der Branntwein aber so gemein unter ihnen geworden, daß man glauben sollte, die Hälfte derselben hätte den Verstand verloren. Dieses und ihre elende Lebensart, wodurch alle Krankheiten eine desto traurigere Wirkung haben, zumal da ihnen die Heilmittel fehlen, sind sicherlich die Hauptursachen der Ver-

wüstung,

wüstung, welche epidemische Krankheiten unter ihnen anrichten.

Ihr Verstand ist im Grunde eben so wie bei allen andern Menschen beschaffen, und hat auch eben die Kräfte; und die Spanier haben nie von ihrem eignen bessern Verstande einen schlechtern Beweis gegeben, als da sie an der Vernunft der Amerikaner zweifelten! — Der sittliche Zustand der Mexikaner, als die Spanier sie zuerst kennen lernten, war weit feiner als der Spanier ihrer, da die Phönizier *) zuerst bei ihnen landeten; oder als der Zustand der Gallier, als die Griechen mit ihnen bekannt wurden; oder als der Britten, da die Römer in ihr Land eindrangen. Dies sollte billig hinreichend seyn, den Irrthum abzulegen, daß die Amerikaner eine schlechtere Gattung von Menschen wären, die ihre Vernunft nicht brauchen lernten, wenn die niederträchtige Habsucht einiger schlecht-

*) Die Phönizier waren eine alte berühmte griechische Nation, welche am frühesten ihre Handlung und Schifffahrt von Griechenland aus nach andern entfernten Gegenden und Welttheilen ausbreiteten und Verkehr mit weit entlegenen Nationen trieben.

denkenden Menschen nicht ihr Interesse dabei gefunden hätte, ihn zu bestärken. Ihr Verstand ist zu allen Arten von Wissenschaften aufgelegt, wie die Erfahrung in der neuern Zeit oft gezeigt hat. Unter den Mexikanern, die Gelegenheit hatten, sich auf Gelehrsamkeit zu legen, deren Anzahl freilich nur geringe ist, weil die meisten sowohl zu öffentlichen als Privat-Arbeiten gebraucht werden, haben sich neuerlich verschiedne als gute Mathematiker, Architecten und Theologen rühmlich bekannt gemacht.

Sie haben eben die Leidenschaften als andere Völker, nur nicht in gleichem Grade. Man sieht bei den Mexikanern selten solche Ausbrüche des Zorns und solchen Unfug in der Liebe, als in andern Ländern häufig angetroffen werden.

In ihren Bewegungen sind die Mexikaner langsam; sie zeigen eine bewundernswürdige Standhaftigkeit und Unverdrossenheit in Werken, die viel Zeit und eine lang anhaltende Aufmerksamkeit erfordern. Bei erlittenem Unrecht und bei Ungemächlichkeiten äußern sie die größte Geduld, und wo sie keine üble Absicht vermuthen, sind sie gegen

alle Arten von Gefälligkeiten sehr dankbar, wenn gleich manche Spanier, welche Geduld nicht gehörig von Unempfindlichkeit, Mißtrauen und Undankbarkeit unterscheiden können, sprüchwortsweise sagen: die Indianer wären eben so unempfindlich gegen Beleidigungen als gegen Wohlthaten. Das gewöhnliche Mißtrauen, welches sie gegen alle, die nicht von ihrer Nation sind, hegen, verleitet sie oft zu Lügen und Betrug; daher steht denn auch Treue und Glauben bei ihnen dießfalls nicht in der Achtung, wie es seyn sollte.

Sie reden von Natur wenig, sind sehr ernsthaft und strenge; sie zeigen daher auch mehr Sorgfalt, das Laster zu bestrafen, als Tugenden zu belohnen.

Großmuth und vollkommene Uneigennützigkeit sind die Hauptzüge ihres Charakters. Gold hat bei ihnen nicht den Werth, wie bei andern Nationen, ausgenommen bei den Mexikanern, welche durch den beständigen Umgang mit geldgierigen Nationen von dem Geize derselben angesteckt worden. Aber auch selbst diese sind weniger eigennützig, als insgemein Personen von diesem Charakter unter den

Europäern. Sie scheinen, ohne daß es ihnen eben viele Ueberwindung kostet, das, was ihnen die größte Arbeit gemacht hat, um es zu erlangen, leicht wieder hinzugeben. Die Geringschätzung ihres eigenen Interesse, das Mißfallen, welches sie gegen ihre Obern hegen, und folglich der Widerwille gegen das ihnen aufgelegte Tagewerk, scheinen der Grund der überwiegenden Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit zu seyn, welche man den Amerikanern aufbürdet; kurz, es ist kein Volk in Amerika, welches mehr arbeitet, und dessen Arbeiten nützlicher und nothwendiger sind. Der bekannte Prälat Palafox pflegte zu sagen, daß wenn die Indianer den Spaniern einmal fehlen sollten, es ihnen auch an ganz Indien fehlen würde.

Die Hochachtung, welche die Kinder der Mexikaner ihren Aeltern, und Junge den Alten bezeigen, scheinen angeborne Empfindungen zu seyn. Sie haben ihre Kinder sehr lieb; wie ihre Erziehung ist, wird man aus den Ermahnungen einer Mutter an ihre Tochter schließen können.

Unter den eßbaren Dingen bei den Mexikanern verdient der Mais den ersten Platz; ein Getreide,

das die Vorsehung diesem Welttheile anstatt des Korns in Europa, des Reises in Asien, des Hirses in Afrika verliehen. Vor allen diesen Nahrungsmitteln hat der Mais gewisse Vorzüge; denn außerdem daß er gesund, wohlschmeckend und nahrhaft ist, so vermehrt er sich stärker, gedeihet unter verschiedenen Himmelsstrichen, gebraucht nicht so viel Cultur, und ist nicht so zärtlich als Korn, bedarf keinen nassen Boden wie der Reis, und schadet der Gesundheit dessen nicht, der ihn bauet. Es giebt etliche Arten dieses Gewächses, die an Größe, Farbe und Qualität verschieden sind. Von Mais machen sie ihr Brod, welches von dem Europäischen in mancherlei Betracht sehr verschieden ist. Sie kochen die Maiskörner mit ein wenig Kalk; wenn sie weich sind, wird die Hülse mit den Händen abgerieben, dann knäten sie solche in dem Melatl *), nehmen etwas vom Teig heraus, schlagen ihn mit den Händen breit, bis er die Form

*) Melatl ist ein Stein, darinne sie Mais und Kakao mahlen. Der Comalli ist eine runde tiefe Pfanne, etwa einen Zoll dick und ohngefähr 15 Zoll im Durchschnitte.

des Brodes erhält, und geben ihm die letzte Zubereitung in dem Comalli. Ihr Brod ist rund und platt, ohngefähr 8 Zoll im Durchschnitt und über eine Linie dick; die Kuchen davon sind noch dünner und kleiner, nnd für die Vornehmen backen sie solche fast so dünn, wie unsre dünnsten Oblaten. Man pflegt auch verschiedene Dinge darunter zu mischen, um es schmackhafter zu machen.

Außer dem Brode machen sie von Mais noch allerlei andere Speisen und Getränke. Der Atolli ist ein Schleim oder Brühe von Mais, der gekocht, zermalmt, im Wasser aufgelöst und durchgeseiget wird. Sie lieben den Atolli so, daß sie nicht ohne ihm leben können; sie gebrauchen es zum Frühstück, und ertragen dabei die harte Landarbeit und andere mühselige Dienste, wozu man sie gebraucht.

Die heutigen Mexikaner sind freilich den alten nicht gleich; diese zeigten mehr Feuer, und waren für die Eindrücke der Ehre empfindlicher. Sie waren unerschrockener, hurtiger, thätiger und arbeitsamer. Der Druck der Spanier hat nur ihre schlechten Eigenschaften entwickelt und die guten unterdrückt.

Ermahnung einer Mexikanerin an ihre Tochter.

„Meine Tochter, die Du von meinem Fleisch, und mit Schmerzen geboren, und mit meiner Milch genährt bist! ich habe Dich mit größter Sorgfalt zu erziehen gesucht; Dein Vater hat Dich wie einen Schmaragd bearbeitet und polirt, daß Du in den Augen der Männer als ein Juweel der Tugend erscheinen mögest. Bestrebe Dich jederzeit gut zu seyn, wer wird Dich sonst zur Frau begehren? Ein jeder wird Dich verwerfen. Das Leben ist ein mühseliger, dorniger Weg; wir müssen nothwendig alle unsere Kräfte anstrengen, um die Güter zu erwerben, welche die Götter bereit sind, uns zu geben. Wir müssen deswegen nicht saumselig, sondern in allen Dingen betriebsam seyn. Sey ordentlich und bemüht, das innere Hauswesen gehörig zu verwalten. Gieb Deinem Manne Wasser für seine Hände, und backe Brod für seine Familie. Wo Du gehst, da gehe mit einem bescheidenen und gesetzten Anstande, ohne zu sehr zu rennen. Lächle die, so Dir begegnen, nicht an, sieh ihnen auch nicht steif ins Gesicht, wirf die Augen

aber auch nicht beständig umher von einer Seite zur andern, damit Dein guter Name nicht leide. Wer Dich grüßt und um etwas fragt, dem ertheile eine höfliche Antwort."

„Sey fleißig im Spinnen und Weben, im Nähen und Stricken; durch diese Kunst erwirbst Du Dir Achtung und zugleich Nahrung und Kleidung. Ueberlaß Dich dem Schlaf nicht zu sehr, suche auch den Schatten nicht immer, sondern gehe in die freie Luft und ruhe dort aus. Weibische Zärtlichkeit zieht Müssiggang und andere Laster nach sich."

„Bei Deinen Beschäftigungen hänge keinen bösen Gedanken nach, sondern denke an den Gottesdienst, und wie Du Deine Aeltern unterstützen willst. Wenn Dich Vater oder Mutter rufen, so warte nicht, bis es zum andernmal geschieht, damit Du sie nicht durch Zögern verdrüßlich machest."

„Hüte Dich vor unanständiger Vertraulichkeit mit Mannspersonen, und gieb unerlaubten Wünschen keinen Raum in Deinem Herzen, sonst wirst Du die Schande Deiner Familie, oder Du beschmutzest Deine Seele, wie Schlamm das Wasser.

Halte keine Gesellschaft mit lüderlichen, lügenhaften und müssiggehenden Weibern, sonst werden sie Dich unfehlbar durch ihr Beispiel anstecken. Gieb auf Deine Familie im Hause Acht; gehe nicht um geringer Ursachen willen aus dem Hause, und zeige Dich nicht oft auf der Gasse und auf dem Marktplatze, an solchen Orten findest Du Deinen Ruin. Erinnere Dich, daß das Laster, wie eine giftige Pflanze, dem, der es kostet, das Leben raubt; und hat es einmal seinen Wohnplatz im Herzen aufgeschlagen, so treibt man es schwerlich heraus. Begegnet Dir ein vornehmer Jüngling, der Dir gefällt, auf der Gasse, so lasse Dich nicht mit ihm ein, sondern verstelle Dich und gehe weiter. Sagt er Dir etwas, so achte weder auf ihn noch auf seine Worte. Geht er Dir nach, so drehe Dich nicht um, ihn anzusehen, damit seine Leidenschaft nicht noch mehr gereizt werde. Bei einem solchen Betragen wird er Dich bald in Ruhe gehen lassen."

„Wenn Du verheirathet bist, so habe Achtung und Gehorsam für Deinen Mann, und thue fleißig, was er Dir befiehlt. Suche seinen Unwillen zu

vermeiden; sey nicht heftig und boshaft, sondern empfange ihn zärtlich in Deinen Armen, wenn er auch arm ist, und auf Deine Kosten lebt. Veranlaßt Dein Mann Dir einigen Unwillen, so laß es ihm, wenn er Dir etwas zu thun befiehlt, nicht merken, sondern verstelle Dich in diesem Augenblick, und sag ihm hernach auf eine freundliche Art, was Dich gekränkt, damit Du ihn durch Sanftmuth gewinnst, und er Dich in Zukunft nicht wieder beleidige. Verunehre ihn nicht in Gegenwart anderer, denn Du verunehrst Dich dadurch selbst. Besucht jemand Deinen Mann, so empfange ihn freundlich, und erweise ihm alle Höflichkeit. Beträgt Dein Mann sich unbesonnen, so sey Du desto bescheidener. Fehlt er in der Verwaltung seines Vermögens, so erinnere ihn an seine Fehler; ist er aber ganz unfähig dazu, so übernimm Du die Sorge dafür. Gieb genau auf seine Güter acht, und vergiß nie, die Arbeiter richtig und gleich zu bezahlen. Wache aber auch darüber, damit nichts durch Deine Nachlässigkeit verloren gehe."

„Meine Tochter! nimm den Rath, den ich Dir gebe, zu Herzen. Ich bin ziemlich alt, und habe

genug mit der Welt zu thun gehabt. Ich bin Deine Mutter, und wünsche, daß es Dir wohl gehen möge. Präge diese Lehren fest in Dein Herz, so wirst Du glücklich leben. Wenn Du mich nicht hörest und meine Ermahnungen vernachlässigest, und es treffen Dich Unglücksfälle, so ist es Deine Schuld, und Du wirst dafür büßen müssen. Genug hiervon, meine Tochter! Die Götter mögen Dich segnen."

Kurze Beschreibung der Kaffee-Plantagen von Surinam.

Die ganze Küste von Surinam, bis zwölf Meilen landeinwärts, ist so flach, daß ein großer Theil Landes an den Ufern der See und an den Flüssen bei eintretender Fluth auf zwei bis drei Fuß unter Wasser gesetzt wird, weil die Flüsse mit der See so sehr Ebbe und Fluth halten, daß das Wasser bei dem Zurückfließen acht bis zehn Fuß tiefer steht als das Ufer.

Das ganze Land ist mit undurchgänglichen Waldungen bewachsen, und auch diese Wälder, die man hier Busch nennt, sind in der großen Regenzeit vier bis fünf Fuß hoch unter Wasser, das sich aber in der trocknen Zeit wieder verläuft. Daher kommen

unsere ungeheuren und der europäischen Gesundheit schädliche Sümpfe; denn jeder Weißer hat, bei der stärksten Leibesbeschaffenheit, jährlich eine große und gefährliche Krankheit auszustehen, wo sehr viele gleich in der ersten darauf gehen. Hitzige Fieber, und ein Zufall, wo einem Würmer im Fleische wachsen, die herausgeschnitten werden müssen, sind die gefährlichsten. Uebrigens liefert der Busch schönes, hohes und dauerhaftes Holz zum Bauen und zum Brennen. Untenher ist er so sehr mit tausenderlei Arten von Gesträuchen, Ranken, Wurzeln und stachligen Gewächsen verwachsen, daß man keine drei bis vier Schritte vor sich sehen kann; und jeder Fuß Erde, den man bebauen will, muß erst mit vieler Mühe gereiniget werden.

Alle Plantagen sind und werden an den Flüssen angelegt, theils weil wir keine andern Landstraßen haben, theils auch wegen der Bequemlichkeit, das gesammelte Wasser bei der Ebbe ablaufen zu lassen, zu welchem Ende jede Plantage mit einem vier Fuß hohen Damm, mit Schleusen versehen, eingefaßt ist. Jedes Stück Land, das bearbeitet

werden soll, muß daher mit solchen Dämmen versehen werden, welche an die alten anschließen.

Ehe die Colonie so volkreich war, konnte man zur Anlegung einer neuen Plantage leicht tausend Acker umsonst haben, in der Folge kaum fünfhundert, und itzt nicht einen, es müßte tief landeinwärts seyn, wo sich aber wegen der Rebellen oder Buschnegern niemand hingetraut, weil es für sein Leben und seine Pflanzung zu gefährlich ist. Hat ein Eigner an seiner Plantage noch unbebautes Land, so verkauft er den Acker stehenden Wald für funfzig bis achtzig Gulden.

Zu einer schon ganz beträchtlichen Plantage sind achthundert Acker hinreichend, um hundert und funfzig tausend Pfund Kaffee zu liefern, wenn sie wohl unterhalten wird; allein zu einer Zucker-Plantage gehört mehr, weil das Land ruhen und mit dessen Bestellung gewechselt werden muß.

Eine wohlangelegte Plantage wird von verschiedenen rechtlaufenden Alleen kreuzweise durchschnitten, so daß die dazwischen liegenden Quadrate funfzig bis sechszig Ruthen im Durchschnitt enthalten. Alle diese Gänge sind auf beiden Seiten mit

sechs bis acht Fuß breiten Gräben versehen, welche wieder auf Hauptkanäle stoßen, die in den Fluß gehen und mit Schleusen umgeben sind, die bei der Fluth geschlossen und bei der Ebbe wieder aufgezogen werden. Diese großen Quadrate sind wieder mit zwei bis drei Fuß breiten Gräben durchschnitten, welche vierzig bis funfzig Fuß weit von einander parallel laufen. In diesen Quartieren sind die Kaffeebäume neun bis zehn Fuß von einander entfernt, sehr regelmäßig, in Form eines Schachbrets, die Linien nach den Ecken der Quartiere zulaufend, gepflanzt, so, daß man von allen Seiten überall durchsehen kann. Sie werden als Sträuche in pyramidalischer Form gezogen, und man läßt sie selten höher als acht bis neun Schuh hoch wachsen, wohl aber auch nur sechse, damit sie am untersten Ende des Stammes nicht kahl werden, sondern ihr Busch an der Erde zusammen stößt, um in der trocknen Zeit sich feucht zu erhalten.

Die erst von der Holzung gereinigten Ländereien werden einige Jahre nach einander mit Küchengemüse bebaut, ehe die Plantage angelegt wird,

unt ihnen die allzugroße Geilheit zu benehmen, welche der Kaffeebaum nicht vertragen kann.

An der Vorderseite der Plantagen nach den Flüssen zu ist ein offener Platz von dreißig bis funfzig Ackern, auf welchem die Wohngebäude, Trocknereien und Wiesen für das Vieh sich befinden.

Die nothwendigen Gebäude, die zu einer Plantage gehören, sind folgende:

1) Ein Wohnhaus für den Eigner und Directeur, zuweilen auch zwei, welche dann auf beiden Seiten offene Gallerien haben, wo man sich um der Luftigkeit willen aufzuhalten pflegt.

2) Einige Nebengebäude, welche die Wohnungen der europäischen Unterbedienten, die Küche und die Magazine enthalten.

3) Eine Kaffeeloge, welches unter allen das größte und stärkste Gebäude ist. Oben hat es zwei Böden, auf welchen der Kaffee verwahrt wird. Unten ist die Wage und die Weihmühle. Diese hat ein großes Rad mit breiten Flügeln, vor welchen der getrocknete Kaffee vorbeiläuft, um durch den Wind dieser Flügel von den Schalen gereinigt zu werden. Auch die Matte befindet sich da. Dieses

ses ist ein großer Baum mit Löchern, in welchen die zweite Schale vom Kaffee abgestoßen wird. Auf beiden Seiten der Loge liegen die Trockenkasten auf Rollen unter Gallerien, welche mit leichter Mühe in die Sonne und wieder zurückgeschoben werden können.

4) Ein anderes Gebäude ist die Marsloge, in welcher das grüne Fleisch von den Bohnen gemahlen wird. Dies geschiehet vermöge zweier Walzen, die auf gekerbten Blöcken hinlaufen, durch welche der Kaffee passirt, und dann auf ein zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß langes Sieb fällt, über welchem er so lange hin und hergerieben wird, bis die bloße Schale zurück bleibt. Dieses Gebäude hat an der Vorderseite zwei gemauerte Waschkasten, die mit verschiedenen Abzugskanälen versehen sind. In diesen Kasten wird der Kaffee nach geschehenem Mahlen wohl gewaschen.

5) Die Zimmerloge. In dieser haben die Zimmerleute, Böttcher und Schreiner ihre Werkstatt, auch werden die vorräthigen Breter und alles Bauholz darin aufbewahrt.

6) Ein Kornhaus. In diesem wird das türkische Korn zur Viehzucht aufbewahrt.

7) Ein Lazareth, in welchem die kranken Sklaven verwahrt und gepflegt werden. Doch sind nur auf denen Plantagen solche Lazarethe, auf welchen ein eigner europäischer Chirurgus gehalten wird; außerdem müssen die schwarzen Wundärzte die Kranken in ihren Hütten verpflegen.

Die Anlegung und Unterhaltung der Gebäude ist gewiß hier kostbarer, als an einem Orte in der Welt. Die Erbauung eines mittelmäßigen Wohnhauses, oder einer Loge, kostet wenigstens funfzehn bis zwanzig tausend Gulden.

Gleich bei den Logen sind die Trocknereien, auf welchen der Kaffee getrocknet wird. Es sind große Plätze mit breiten Steinen, auf welchen er ausgebreitet wird.

Die Negerhäuser, welche von diesen Gebäuden abgesondert sind, machen ein eigenes Dorf aus. Jedes hat ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß in der Länge, und sechszehn oder zwanzig in der Breite und Höhe. Inwendig haben sie verschiedene Abtheilungen, welche von der Schale eines sehr häu-

sig hier wachsenden Baums, den man Biena nennt, gemacht werden. Die Blätter des Baums dienen statt der Ziegel.

Die Kost der Negern ist nicht so einförmig, und sie haben viel Abwechselungen in ihren Speisen. Ihre Nahrungsmittel sind folgende:

1) Banannes oder Pisang. Wenn sie noch grün sind, werden sie auf dem Feuer geröstet, und ihr Geschmack gleicht alsdann einem frisch gebackenen Kuchen. Von den Europäern werden sie auf diese Art stark mit Butter gegessen, auch werden sie, wenn sie noch grün sind, gekocht, in ihrer Reife aber, wegen der allzugroßen Süßigkeit, wenig genossen. Getrocknet wird e n sehr brauchbares, wohlschmeckendes Mehl daraus gemacht. Dieser Baum wächst allda sehr geschwind, indem er zehn Monate nach seiner Pflanzung schon Früchte trägt.

2) Tayer. Dieses ist eine Wurzel, welche die Größe eines Mannsschenkels bekömmt. Dieses ist eine sehr nahrhafte Kost, und wird größtentheils als ein dicker Brei genossen. Ihr Geschmack gleicht unsern Kartoffeln, nur daß sie süßlich und ange-

nehmer schmeckt. Sie braucht sechszehn Monate zu ihrer Reife.

3) Bakova. Dieses Gewächs gleicht dem Pisang sehr, nur daß die Frucht kürzer und von Geschmack angenehmer ist. Sie wird roh gegessen, wenn sie ganz reif ist, doch wird auch Backwerk davon gemacht, wie vom Pisang.

4) Kassaben oder Maniok. Dieses ist eine Wurzel, die sehr dick und in verschiedenen Absätzen wächst. Man ißt sie geröstet, und es ist eine sehr angenehme Speise. Von ihrem Mehle bäckt man breite Kuchen, die sich drei bis vier Jahre gut erhalten. Es giebt noch eine Sorte dieser Kassaben, deren Saft aber ein tödtliches Gift ist. Die süßen Kassaben sind die Hauptspeise der Indianer, und das, was uns das Brod ist. Sie bereiten auch, wie wir aus dem Roggen, starke Getränke davon, von denen sie große Liebhaber sind, und worin sie sich, wenn sie es haben können, toll und voll saufen.

5) Jammes. Es ist eine Art unförmlicher Figuren, die unsern Schwämmen gleichen.

6) Napi. Sie gleichen den Patates an Gestalt und Geschmack, doch ist letzterer nicht ganz so angenehm, und ihre Gestalt mehr länglich.

7) Bresgas. Eine Art von Erbsen.

8) Patates. Es ist eine Kartoffelähnliche Frucht, allein roth und sehr ekelsüß. Eigentlich ist es Unkraut, das den Kaffeebäumen vielen Schaden thut.

Das bebaute und bearbeitete Land einer Plantage enthält gewöhnlich drei-, vier- bis fünfhundert Acker, selten mehr, weil es zu viele Sklaven kosten würde, und die Zahl der Kaffeebäume beläuft sich ohngefähr von hundert und zwanzig bis hundert und funfzig tausend Stücke, welche, ein Jahr in das andere gerechnet, hundert bis hundert und funfzig tausend Pfund Ausbeute geben.

Die gewöhnlichen Arbeiten der Sklaven sind folgende: Wald und Busch umhauen, und das Holz klein arbeiten, Gras hauen, Graben machen, oder die verfallenen Graben wieder herstellen, Kaffee pflücken, ihn auslesen, die Bäume reinigen, beschneiden, lüften, ihre Kostpflanzen bearbeiten, und alle Arten von Hausarbeit verrichten; wiewohl die

Hausnegern jene Arbeiten nicht verrichten, sondern eine eigne vornehme Art ausmachen, auch weit theurer bezahlt werden.

Das Land, wenn es nicht noch ganz unbebaut ist, oder lange gelegen hat, wird weder gepflügt noch umgegraben, sondern blos mit Hauen bearbeitet. Auf Zuckerplantagen aber muß es umgegraben werden.

Es sind jährlich zwei Kaffeeärnten, oder, wie man hier sagt, Plüken, wovon jede drei Monate dauert. Die Körbe der Sklaven, in welche sie den Kaffee pflücken, sind von Binsen geflochten. Jeder Sklav muß jeden Tag einen solchen Korb zweimal voll bringen, wenn er nicht eine Züchtigung haben will. Ueberhaupt giebt es bei dieser Arbeit die meisten Schläge. Wenn sie Abends nach Hause kommen, bringen sie ihn in die Marsloge, wo er gemahlen und durch das lange Sieb gerieben wird. Alsdann wird er in die Waschkasten gelegt, wo er die Nacht über im Wasser liegen bleibt, und des andern Morgens gewaschen wird, meist durch Weiber und Kinder. Hernach kommt er auf die Trocknereien, wo er noch viele Mühe kostet, ehe er

trocken wird, besonders wenn die Regenzeit einfällt. Sobald er trocken ist, kommt er auf die Weihmühle, und dann auf die Böden, wo er so lange umgewendet werden muß, als die Zeit der Plüke dauert. Alsdann muß er wieder in die Sonne gebracht werden, bis er trocken ist, und nun erst kommt er in den oben gedachten Baum, wo er in den Löchern mit hölzernen Keulen gestoßen wird, bis die Schale abspringet. Hier muß aber sehr wohl Achtung gegeben werden, daß er nicht gequetscht wird. Hierauf muß er wieder auf die Weihmühle, alsdann kommt er auf die Böden, wo er Bohne für Bohne ausgelesen wird, damit nicht eine angelaufene oder zerbrochene darunter bleibt. Auf den Böden bleibt er alsdann liegen, bis er zur Versendung in Fässer gepackt, und von den dazu bevollmächtigten Kapitains abgeholt wird, die bei den stolzen Plantern oder Eignern der Plantagen ihre Schiffsgrobheit ablegen müssen, um für die demüthigste Höflichkeit sich oft als Jungen behandeln und abweisen zu lassen.

Die Unteraufseher über die Negern sind auch Schwarze und heißen Bastians. Sie müssen bestän-

dig bei den Arbeitenden seyn, und haben die zuerkannten Strafen an ihnen zu vollziehen.

Mit Anbruch des Tages, welches im Durchschnitt der Jahreszeiten halb sechs Uhr ist, müssen die Sklaven schon an der Arbeit seyn, wenn es nicht derbe Schläge regnen soll. Von acht bis halb neun Uhr haben sie Frühstück, und von zwölf bis halb zwei Uhr Mittag. Abends, sechs bis sieben Uhr kommen sie nach Hause — etwa, um von des Tages Last und Arbeit zu ruhen? Nein, sondern Kaffee zu mahlen, oder den getrockneten zu stoßen, welches beides bei Licht geschiehet. Wenn Feierabend ist, so kommen die schwarzen Offiziers, Zimmerleute, Böttcher, Chirurgus, und der europäische Offizier vor die Gallerie der Wohnung des Direkteurs, machen ihren Rapport vom vergangenen Tage, und erhalten von ihm Verhaltungsbefehle auf den folgenden, auch die Namen derer, welche die Nacht Wache halten sollen. Sind welche mit der aufgegebenen Arbeit nicht fertig geworden, oder haben sonst etwas begangen, so werden sie jetzt abgestraft.

Das geringste Versehen wird, trotz der elenden Kost und Arbeit die Fülle, mit hundert Peitschenstreichen auf den nackten Leib bestraft. Sind es nur geringe Verbrechen, so werden die Delinquenten frei stehend bestraft. Ist das Verbrechen härter, so werden sie mit den Aermen über dem Kopf zusammen gebunden, an einem Tau in die Höhe gewunden, wie ohngefähr sonst bei der europäischen Folter, und dann hängt man ihnen noch vierzig bis funfzig Pfund an die Beine, und peitscht sie auf den Hintern, wo sie wohl dreihundert Hiebe ausstehen können. Man hält gemeiniglich so lange damit an, bis sie einigemal ohnmächtig geworden sind, wo sie mit glühenden Kohlen unter der Nase wieder zu sich selbst gebracht werden. Ist die Strafe zum Tode, so bekommen sie die Schläge auf den Oberleib, wo sie selten über hundert und funfzig aushalten. Will man es lindern, so läßt man sie mit den Füßen die Erde berühren, wo sie dann wohl sechshundert Hiebe vertragen können, ohne zu sterben.

Die Weibspersonen werden in eine Art von pohlnischen Bock gespannt, und bekommen da Ru-

thenhiebe, bis kein Fleckchen Haut mehr auf ihrem Rücken ist. Viele kommen darüber um. —

Die schwarzen Offiziers und Handwerksnegern — das sind solche, die ein Handwerk können! — bekommen bei dem Rapport ein Glas Dram, welches Getränke von Zuckerschaum gebrennt wird, und dem englischen Rum gleicht. Dies Getränke ist so stark als unser bester Branntewein: allein es wird nur von Soldaten, Matrosen und Sklaven getrunken, welche alle außerordentliche Liebhaber davon sind, wenn sie es haben können, welches aber so leicht nicht ist, da dies Getränke seltner und kostbarer hier ist, als in Europa der Branntewein. Sonnabends Abends bekömmt die ganze Anzahl ein großes Gefäß voll, welches sie in Compagnie austrinken.

Ist die Plantage nicht so ansehnlich, daß man europäische Handwerksleute und Künstler unterhalten kann, so werden Sklaven gekauft, die diese Handwerke und Künste verstehen. Man hält gewöhnlich von diesen fünf bis sechs Zimmerleute, zwei Maurer, zwei bis drei Böttcher, einen Chirurgus, zwei Feld- und einen Logenoffizier.

Zur Hausbedienung eines Direkteurs oder Eigners, der auf seiner Plantage wohnt, sind gemeiniglich folgende Personen angestellt: Zwei Lakaien, ein Koch, eine Köchin, eine Wäscherin, eine Nätherin, zwei Hausmägde und etliche Laufmädchen. Bei den meisten Eignern und Direkteurs ist noch eine sogenannte Zutrittsdame, eigentlich nichts weiter als eine Maitresse, welche die Rolle der gnädigen Frau im Hause spielt, und alles kommandirt. Noch können zum Hausetat gerechnet werden: ein Gärtner, ein Jäger und ein Fischer. Auf kleinern Plantagen werden diese Verrichtungen durch Einen besorgt.

Wenn ein Sklave krank wird, kommt er, da wo ein Chirurgus gehalten wird, in das Lazareth, und wird nicht bloß gewartet, sondern auch mit allen Medicamenten versehen.

Die Kleidung der Sklaven ist sehr ökonomisch. Die Männer bekommen einen Streifen Leinwand oder Kattun, den sie Komis nennen, eine Hand breit und anderthalb Ellen lang, den sie durch die Beine schlingen, aber es sehr künstlich machen müssen, wenn die Schamhaftigkeit nicht vor ihnen erröthen

soll. Die Weiber schlagen ein Stück eben dieses Zeuges von zwo Ellen um die Lenden, welche Kleidung sie Pantchen nennen; aber wenn sie Staat machen, so kleiden sie sich kostbarer. Sie tragen ein kurzes Röckchen, und über die Schultern lassen sie ein Nesseltuch und anderes leichtes Zeug nachlässig fliegen. Sie tragen Ohrenringe und Armbänder von Korallen, Perlen, zuweilen auch von Gold, und auf eben diese Art schmücken sie ihre Beine.

Diesen Schmuck, welcher oft sechshundert Gulden werth ist, erwerben sie sich durch ein sehr einträgliches Handwerk, welches sie bei ihrer Arbeit nebenher treiben, und wofür sie von den Eignern, Direkteurs und Offizieren sehr gut bezahlt werden. Ihre halbnackende Bekleidung kleidet sie sehr gut, und macht sie weit reizender, als aller glänzende Staat der Europäerinnen. Sie sind meistens sehr schön gebaut, fleischig und doch schlank gewachsen, und dabei überaus gelenk und flüchtig. Sie sind so reinlich, daß sie täglich den ganzen Leib sich zweimal waschen, und das meist mit Zitronensaft. Ihre Zähne sind weißer als Elfenbein, und sie reiben sich dieselben beständig mit Hölzchen von Oran-

gen. Kein Europäer kann ihnen seinen Beifall versagen, und wenige bleiben ungerührt von ihren Schönheiten. Selbst ihre Schwärze, wie sie zu den weißen Augen, weißen Zähnen, rothen Lippen absticht, wird zur Schönheit, sobald das Gesicht an sie gewöhnt ist. Ueberdieses verstehen sie die Kunst der Kokketterie in einem weit höhern Grade, als alle europäische Damen. Dies und ihr natürlicher Reiz machen, daß jeder Europäer, besonders die Eigner und Direkteurs, sich en miniature mit dem Großsultan vergleichen und einen eignen Harem halten, in welchen sie die schönsten ihrer Sklavinnen aufnehmen.

Die Musik bei ihren Tänzen und Festen ist sehr komisch. Sie bestehet bloß aus drei gewöhnlichen Trommeln und drei andern Instrumenten, zwei, die Pangaer heißen, und eins, das Quaqua genannt wird. Diese Trommeln sind große ausgehöhlte Klötze, auf einer Seite mit einem Hirsch- oder Kuhfell bespannt. Dieses Instrument liegt an der Erde, der Spieler sitzt reitend darauf, und spielt sie mit den Händen so geschwind, wie ein europäischer Tambour. In der Nähe klingt es dumpfig; allein in

der Ferne kann es bis auf eine Stunde gehört werden.

Die eine Pangaer-Trommel hat die Gestalt eines Kelchs, der an der Oeffnung überzogen ist, und wird mit Ruthen oder dünnen Hölzern geschlagen.

Die zweite Pangaer ist mit Saiten bezogen, und wird beinahe wie unsre Zittern gespielt.

Die Quaqua ist eine hohlgelegte Planke, auf welche mit Knüppeln geschlagen wird.

Diese Musik, in welcher sie den Takt so gut halten, als im Tanzen, ist völlig betäubend.

Ihre Tänze sind sehr wollüstig und verführerisch. Bei einigen singen sie, und ihre Bewegungen dabei sind so wollüstig, so geil, daß sie gewiß auch dem größten Stoiker seine Philosophie vergessen machen sollen.

Auch bei ihren Arbeiten pflegen sie zu singen, und ich muß gestehen, daß ihr natürlicher Gesang, durch seinen naiven Ausdruck der Natur, sehr reizend wird. Aber dies versteht sich bloß von den Weibern. Am Abend, bei dem Kaffeestoßen, stimmen auch die Männer mit in den Gesang, die

aber ein abscheuliches Geplärr machen, das mit dem Getöse des Stampfens und der Weihmühle eine solche Musik macht, die Gesunde ohnmächtig und Todte lebendig machen könnte. Dies Singen und der Tanz sind ihre einzigen Vergnügungen. Die Negerinnen wissen sie zwar oft zu vervielfältigen; allein die Männer haben keine Gelegenheit, ihrem Beispiel zu folgen.

Ein Neger bekommt jährlich einige Komissen, einen Huth für die brennenden Sonnenstrahlen, ein kurzes Jäckchen zur nothdürftigen Bedeckung für den Regen, sechs Ellen grobe Leinewand, um darinne zu schlafen, ein Messer und verschiedene andere Kleinigkeiten.

Eine Sklavin erhält drei bis vier Panties von buntem Zeuge, ebenfalls sechs Ellen grobe Leinewand, Nadeln und Zwirn. Die Haussklavinnen bekommen noch Röcke von Kattun, und Handwerkssklaven bekommen ein Hemde.

Diese Beschenkung oder Besoldung geschieht allemal am neuen Jahre, und heißt daher die Neujahrsvertheilung. Außerdem bekommen sie alle vier bis fünf Monate etwas Bakeljau, welches ein ge-

trockneter Fisch ist, welcher aus Neuseeland kommt und einen vortrefflichen Geschmack hat. Auch erhalten sie Salz, so viel sie brauchen, wie auch Tabak und Pfeifen, wovon Männer und Weiber gleich große Liebhaber sind. Ferner haben sie die Erlaubniß, Hühner und Enten zu halten, wovon jeder Neger seine eigne Zucht hat, und sie alsdann an die Eigner oder an Fremde verkauft, und sich dafür sein kleines Geld macht, zu seinen Vergnügungen, oder zu seinen Bedürfnissen, die ihm der Eigner nicht reicht. Ein Huhn verkauft er für acht bis zwölf Groschen.

Es scheint wenig zu seyn, was die Sklaven bekommen, und doch beläuft es sich, bei der dem Europäer unglaublichen Theurung, sehr hoch. Gewöhnlich kommt die jährliche Austheilung an drei tausend Gulden.

Bei der Ankunft kostet ein Sklave achthundert bis tausend Gulden. Ein jeder Planter ist nach den Nationalgesetzen verbunden, auf vierzig Sklaven einen Europäer zu halten; allein das Gesetz wird nicht sehr beobachtet, indem oft auf drei-,

vier-,

vier-, fünfhundert Sklaven nur drei Europäer gehalten werden.

Ist der Planter nicht selbst auf der Plantage gegenwärtig, so vertritt der Direkteur seine Stelle, der dessen Ansehen hat, und dessen Geschäfte verrichtet. Alle Unterbedienten müssen ihn wie einen Sultan respektiren, und er herrscht auch gemeiniglich wie ein Sultan.

Es ist nicht schwer, die Sklaven im Zaume zu halten. Sie sind die gutherzigsten Menschen, deren Gutherzigkeit sich aber auch in eine Hyäne verwandeln kann, wenn sie durch übertriebene Strenge dazu gereizt werden. Dann ist ihre Wuth und ihre Rache fürchterlich, und jeder Europäer, auch der, welcher sie nicht beleidigt hat, muß sie auf das schrecklichste fühlen. Dann muß man sie freilich mit barbarischer Grausamkeit behandeln; allein es könnte vermieden werden, wenn man sie vorher als Menschen behandelte, und nicht die durch Menschenhandel beschimpfte Menschheit durch Tirannei gegen Brüder immer noch mehr beleidigte!!!

Die jährlichen Unkosten einer Kaffeeplantage betragen im Durchschnitt sechs tausend Gulden. Hier sind aber folgende Artikel noch nicht berechnet.

1) Der Ankauf der Sklaven, welche jährlich mit zehn bis zwölf Mann rekrutirt werden müssen.

2) Der Anbau oder die Ausbesserung der Gebäude, welches, wie ich schon gesagt habe, einer der kostbarsten Artikel ist.

3) Die Fracht zur Uebersendung des Kaffees.

4) Die Assekuranz, welche zwölf vom Hundert ausmacht.

Eine Plantage bringt nichts weiter ein, als die Einkünfte von dem Produkt, zu welchem sie angelegt ist.

Die Viehzucht von Schafen, Schweinen und andern kleinem Vieh ist bloß zum Gebrauch der Plantage, weil man das Land besser als zum Viehfutter benutzen kann. Bloß vom Rindvieh wird einiges verkauft. Man hält es bloß um der Milch halben: allein viele Plantagen haben gar

keins, weil sie ihr Land besser benutzen können. Manche Plantage hält fünf und zwanzig Stück Rindvieh, vierzig Schafe, achtzehn Schweine, und eine Menge Perlhühner, welsche Hühner, Enten und europäische Gänse.

Amerikanische Glücksjäger.

Als D. Franklin während des Krieges der Engländer mit ihren ehemaligen nordamerikanischen Colonien sich als Gesandter der vereinigten nordamerikanischen Staaten in Paris aufhielt, überliefen ihn viele pedantische Pariser Stutzer, verlangten von ihm ansehnliche Bedienungen und Ehrenstellen in Amerika, und brüsteten sich meistentheils bloß mit ihren Titeln, ihrer vornehmen Herkunft u. d. gl. Franklin sagte endlich einigen, die ihn deshalb immer über dem Halse lagen und wenige Kenntnisse besaßen: „Meine Herren! in Amerika

fragt man nicht: wer sind Sie? sondern: was können Sie? was arbeiten Sie?" — Diese stutzten — und schlichen sich unter einigen stillen Verbeugungen ganz stille wieder zur Thüre hinaus. —

Manche Europäer ähneln diesen Herren, und glauben, daß sie nur nach Ost- oder Westindien gehen dürfen, um mit Reichthümern beladen zurückkehren zu können; — obgleich, besonders in den neuern Zeiten, die Erfahrung oft gelehrt hat, daß diejenigen, die nur müssig gehn und nicht arbeiten wollen, dort eben sowohl endlich betteln gehen oder umkommen müssen, als in manchen Städten in Europa. — Indessen ist auch bekannt, daß Leute, die etwas Gründliches und Nützliches gelernt haben, und gern arbeiten, in vielen Amerikanischen Ländern leichter ihr Glück machen und unterkommen können, als es in manchen Gegenden von Europa möglich ist; denn die Länder der neuen Welt sind noch nicht so sehr mit Menschen überhäuft. Daher ist dort ein jeder, der Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit besitzt, willkom-

men, weil es an Menschenhänden zum Arbeiten noch sehr fehlt, und noch ungeheuer große Ländereien, aus Mangel an Anbauern, unbenutzt und öde liegen. Vorzüglich können sich Handelsleute, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Schlosser, Tischler, Sattler, Seiler, Weber, Schuster, Schneider ꝛc. durch Fleiß und ordentliche Lebensart ein ansehnliches Vermögen erwerben.

Von den Sitten und Gebräuchen der jetzigen Peruaner.

Da die Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen in Peru sehr viel Sonderbares enthalten, und die Beschreibung derselben dem Menschenbeobachter gewiß eine interessante und angenehme Unterhaltung gewährt, so wollen wir unsern Lesern die dahin gehörigen Nachrichten mittheilen.

Die heutigen eingebornen Indianer in Peru sind von ihren alten Vorfahren, in Ansehung ihrer Lebensart, ihres Charakters, ihrer Künste und Beschäftigungen so sehr verschieden, daß der, welcher ihre alte Geschichte kennt, in Versuchung geräth, die jetzigen Indianer für ein ganz anderes Volk, und die Nachrichten von dem Fleiße, der Staats-

verfassung, den weisen Gesetzen, den ungeheuern und bewundernswürdigen Werken u. d. gl. ihrer alten Vorfahren für erdichtet zu halten. —

Betrachtet man die jetzigen Indianer im Königreiche Peru als Menschen, so scheint der kleine Umfang ihres Geistes der Vortrefflichkeit einer menschlichen Seele oft so merklich zu widersprechen, daß man sie mehr für Thiere, die eine menschliche Gestalt haben, als für vernünftige Menschen halten sollte. — Betrachtet man sie aber auf einer andern Seite, so wird man nicht leichtlich bei einer Nation Leute antreffen, welche einen fähigern Verstand und eine größere Bosheit besitzen, und dabei mit so vieler Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gehen, als unter diesen Leuten. Wenn man einige alte Ueberbleibsel ihres Fleißes, ihrer Künste und ihrer alten Gesetze und Gewohnheiten betrachtet, so ist man geneigt, diesem Volke einen durchdringenden Verstand und viele natürliche Klugheit zuzutrauen. Erwäget man aber auf der andern Seite wieder die Barbarei mancher ihrer alten Sitten und das Rohe, welches heut zu Tage ihrer Lebensart noch anklebt, und ihre abergläubischen und ausschwei-

fenden Meinungen, die man jetzt noch unter ihnen antrifft, so scheint es nicht ungereimt, wenn man diese Leute für den Uebergang aus dem Reich der unvernünftigen Thiere in das Reich der vernünftigen Menschen halten wollte.

Die eingebornen Indianer in Perú, sowohl als in andern Besitzungen der Spanier und anderer europäischen Nationen in Amerika, sind von Natur sehr gleichgültig gegen die Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens. Ihre Gemüthsruhe wird durch keinen widrigen Zufall gestört, und sie werden niemals durch ein Glück, welches ihnen nach ihren Umständen begegnen kann, gerührt. In ihren schlechten und armseligen Kleidern *) leben sie

*) Ihre Kleidung ist schlecht und armselig. Diese bestehet in ein paar leinenen Beinkleidern, welche bis auf die Hälfte der Waden gehen. Sodann tragen sie auf dem bloßen Leibe ein schwarzes Kamisol von Kattun, welches die Gestalt eines Sackes hat; oben hat es drei Löcher, eins in der Mitte, durch das sie den Kopf, und die zwei übrigen an den Seiten, wodurch sie die Arme stecken. Ueber dieses alles ziehen sie einen Mantel, welcher oben ein Loch hat,

so vergnügt als ein Fürst, welcher alles besitzt, was ihm Vergnügen zu machen im Stande ist. Sie verlangen nicht nur keine schönere oder bessere Kleider, die ihnen gelegentlich zu Gesichte kommen, sondern suchen auch ihre armseligen Kleidungen nicht zu verbessern. Sie trachten weder nach Reichthum noch ansehnlichen Ehrenstellen; so daß, wenn man einem Indianer das Amt eines Alcaden, oder das eines Henkers antragen wollte, er eins so gleichgültig annehmen würde als das andere. Unter ihnen wird keiner mehr geachtet als der andere. Setzt man ihnen die besten wohlschmeckendsten Speisen und daneben die einfachsten, gemeinsten Nahrungsmittel vor, so betrachten sie eins so gleichgültig als das andere. Sie verlangen auch nicht mehr zu essen, als zu ihrer Sättigung nothwendig ist. Sie scheinen das Einfache, Natürliche und Schlechte mehr zu lieben, als das Gekünstelte und sehr Zusammengesetzte im Essen und Trinken und in der Bekleidung des Körpers. Sie können selten durch etwas in ihrer Fassung gestört oder zum Wanken

durch welches sie den Kopf stecken; auf diesen setzen sie einen Filz.

gebracht werden; daher ist auch der Eigennutz keine Triebfeder ihrer Handlungen. Man kann oft einen kleinen Dienst durch eine große Belohnung von ihnen nicht erhalten. Die Furcht rührt sie nicht, die Ehrerbietung reizt sie nicht, und Strafen und Züchtigungen zwingen sie oft nicht. Ihre Gemüthsart ist in der That äußerst sonderbar. Sie sind von Natur offenherzig und sorglos, und bekümmern sich wenig oder gar nicht um die Zukunft, sondern sorgen gemeiniglich nur für den gegenwärtigen Augenblick.

Ueberhaupt sind fast alle Indianer von Natur langsam, und können sich außerordentlich lange mit einer Sache beschäftigen. Wenn daher ein Hausgeräthe oder sonst etwas ausgebessert werden soll, das an sich selbst nicht viel werth ist, wozu aber doch viel Zeit und Geduld erforderlich ist, so sagt man gemeiniglich: „Dies ist eine Arbeit für einen Indianer.“ Sie sind von Natur sehr zur Faulheit und Trägheit geneigt. Hat der Indianer für sich selbst etwas zu arbeiten, so bürdet er solches seinem Weibe auf; er selbst aber faulenzt dabei. Ihre Weiber spinnen, und verfertigen aus dem Zeuge,

das sie weben, kurze Hemden und Hosen für ihre Männer, in welchen hauptsächlich ihre Kleidung besteht; sie richten das Essen zu, und brauen das Getränke selbst. Der Mann pflegt indessen, wenn ihn sein Herr nicht fleißig zur Arbeit antreibt, niederzukauern, und sieht seinem Weibe zu, wie es arbeitet. Indessen trinkt er, oder lehnt sich an die Wand oder den Heerd, ohne sich zu bewegen, bis ihn der Hunger zum Essen treibt, oder um seinen guten Freunden anderswohin zu folgen oder Gesellschaft zu leisten. Das einzige, was er noch für sich selbst thut, ist, daß er sein Stück Feld pflüget, welches besäet werden soll. Das Säen aber und die übrige Bebauung des Feldes überläßt er seinen Weibern und Kindern. Wenn sich ein Indianer einmal, zur Pflegung seiner Bequemlichkeit, obenerwähntermaßen niedergekauert oder niedergesetzt hat, so läßt er, damit er sich nur nicht bewegen oder in seiner Ruhe stören darf, oft die größten Vortheile aus den Händen. Wenn z. B. etwa ein Reisender, der sich verirrt hat, an eine ihrer Hütten kommt, so verstecken sie sich alle mit einander, sobald sie ihn nur an der Thüre hören, und lassen

sich durch ihre Weiber bei dem Fremden verleugnen, damit sie nur nicht mit ihm gehen und ihm den rechten Weg zeigen dürfen, ob er ihnen gleich eine gute Belohnung zu geben verspricht. Steigt der Reisende vom Pferd oder Wagen, und geht in ihre Hütte hinein, so kann er sie doch nicht leicht finden, weil ihre Wohnung finster ist, indem nur durch ein Loch in der Thüre etwas Licht hinein fällt. Trifft er sie auch an, so kann er sie doch nur mit großer Mühe bereden, ihn für eine gute reichliche Bezahlung auf den rechten Weg zu bringen, oder ihm sonst einen Dienst zu leisten. —

Wenn sie ihre Arbeit ordentlich verrichten sollen, wofür sie von ihrem Herren bezahlt werden, so ists nicht genug, daß er ihnen solche nur befiehlt, sondern er muß beständig ein scharfes Auge auf sie haben. Denn, sobald als er den Rücken wendet, so läßt der Indianer die Arbeit liegen, bis er merkt, daß sein Herr zurückkommt und ihn dafür bestrafen will. Das einzige, wobei sie hurtig sind, ist Schmausen und Tanzen, und überhaupt Lustbarkeiten, wobei es brav zu saufen giebt; denn dies ist ihre Hauptleidenschaft. Sie fangen oft

mit Tagesanbruch damit an, und hören nicht eher zu zechen auf, bis sie so voll sind, daß sie den Verstand gar nicht mehr zu gebrauchen im Stande sind. Sie sind der Trunkenheit dermaßen ergeben, daß auch ihre Vornehmen, nämlich die Kaziken, Alcaden von diesem Laster nicht befreit sind. Wenn sie einen Schmaus oder sonst eine feierliche Lustbarkeit haben, so finden sich alle, die mit einander bekannt sind, dabei ein, und trinken gleich stark, bis ihre Vernunft durch die Dünste ihres Getränks Chicha besiegt worden ist. Merkwürdig aber ists, daß sowohl die ledigen Manns- als Frauenspersonen von dem Laster der Trunkenheit befreit sind. Denn bei den Indianern ist es nur den Hausvätern und Müttern erlaubt, sich zu betrinken, weil sie ihre Leute haben, die für sie sorgen, wenn sie aus Besoffenheit ihrer selbst nicht mehr mächtig sind. Die Art, wie sie ihre Schmausereien anstellen, ist sonderbar und verdient angemerkt zu werden.

Der Wirth, oder der, welcher die Gasterei anstellt, ladet alle seine Bekannten dazu ein, und hält so viel von dem Getränk Chicha in Bereitschaft, als er für sie hinlänglich schätzt, so daß auf

die Person ungefähr eine Flasche kommt, die gewöhnlich dreißig oder auch mehr Nösel enthält. Im Hofe, der zu seinem Hause gehört, wenn er in einem großen Orte wohnt, oder vor seiner Hütte, wenn die Gasterei in einem kleinen Dorfe angestellt ist, steht ein Tisch, auf welchen ein Tischtuch von Tucuyo gebreitet ist, welches sich der Hausvater gewöhnlich für solche Gelegenheiten anschaft. Der ganze Schmaus besteht in dem gewöhnlichen Camtscha, einer von gerösteten Mais verfertigten Speise, und in einigen wilden eßbaren Kräutern, die in einem irdenen Geschirr mit Wasser gekocht werden. Wenn nun die eingeladenen Gäste zusammengekommen sind, und eins oder zwei solche gekochte Kräuterblätter nebst zehn bis zwölf Körnern Camtscha gegessen haben, so hat die Mahlzeit ein Ende. — Die Weiber finden sich alle zugleich mit ein, und geben ihren Männern in Kürbisschalen oder runden Totumos, welche sie Piltsches nennen, zu trinken, und fahren damit fort, bis die Männer anfangen lustig zu werden. Einer von ihnen rühret dabei mit der einen Hand eine kleine Trommel, und in der andern hat er eine kleine Pfeife, welche er

nach seiner Gewohnheit bläset. Die übrigen fangen an zu tanzen, bewegen sich von einer Seite auf die andere, ohne Takt und Harmonie zu beobachten; indessen singen einige Indianerinnen verschiedene Reime in ihrer Sprache, und so wird die Unterhaltung fortgesetzt, und dabei immer getrunken, ohne den Tanz merklich zu unterbrechen. Das merkwürdigste hierbei ist, daß alle diejenigen, welche nicht tanzen, indessen nach ihrer gewöhnlichen Art niederkauern, bis die Reihe an sie kommt. Der Tisch steht gleichfalls nur der Mode wegen da, denn es ist nichts mehr zu essen darauf, und es setzt sich auch niemand an denselben. Wenn ihr Gehirn durch das viele Trinken in Unordnung gerathen ist, so legen sich beiderlei Geschlechter dann alle mit einander schlafen, so daß die größten Unordnungen dabei vorfallen. Diese Schmausereien und Tänze dauern oft zwei bis drei Tage lang, bis endlich der Pfarrer dazu kömmt, ihnen den Chicha ausgießt und sie aus einander bringt, damit sie nicht wieder neuerdings Chicha zusammen tragen.

Den Tag nach einem solchen Schmause nennen sie Concho, das ist, der Tag, an welchem man dasjenige vertrinkt, was den vorigen Tag übrig geblieben ist. Mit eben dem nun, was übrig geblieben ist, wird wieder der Anfang gemacht. Sobald dieses auch aufgezehrt ist, so holt ein jeder von den Gästen aus seiner Wohnung die Flaschen voll Chicha, die er vorräthig hat, oder es wird Chicha gekauft, wo er zu bekommen ist. Also wird den dritten Tag ein neuer Concho angefangen, und dieser würde ohne Ende so fort dauern, bis kein Chicha und kein Geld mehr vorhanden wäre, und man nichts mehr geborgt bekommen könnte, wenn die Indianer nicht endlich durch ihren Pfarrer gestört oder daran gehindert würden.

So sehr die Indianer den Trunk lieben, so wenig sind sie der Spielsucht ergeben, obgleich diese beiden Laster oft unter gesitteten Völkern bei einander anzutreffen sind. Sie haben unter sich nur ein einziges Spiel, welches sie aus ihrem alten Heidenthume beibehalten haben. Sie nennen dasselbe Posa, d. i. Hundert, weil der gewinnt, welcher diese Zahl zuerst vollmacht. Sie gebrau-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

chen dazu zwei Instrumente; das eine besteht in einem hölzernen zweiköpfigen Adler, mit zehn Löchern auf jeglicher Seite. In diese Löcher stecken sie Stifte, und diese dienen, das nach Zehnern auszunehmen, was ein jeder gewinnt. Zweitens, haben sie einen Knochen, der die Gestalt eines Würfels mit sieben Seiten hat. Die eine Seite, auf welcher ein gewisses Zeichen steht, wird Guayro genannt. Die folgenden fünf Seiten werden nach der Reihe gezählt, und die letzte bleibt leer. Damit thun sie weiter nichts, als daß sie den Knochen in die Höhe werfen. So viel nun auf der Seite steht, welche dann oben zu liegen kommt, so viel gewinnt man. Ist das Guayro oben, so gewinnt man zehn; hingegen verliert man zehn, wenn die leere Seite oben liegt. Ohnerachtet dieses Spiel ihnen eigen ist, so nehmen sie es doch nur alsdann vor, wenn sie zu schmausen anfangen.

Die Speisen dieser Leute bestehen gemeiniglich in Mais, woraus sie Comtscha oder Mote verfertigen, und in Matschka. Wenn sie dieses letztere verfertigen wollen, so rösten sie Gerste, und machen sie hernach zu Mehl; weiter setzen sie nichts

Bayerische Staatsbibliothek München

hinzu. Sie essen es alsdann mit Löffeln; und wenn sie zwei oder drei Löffel voll gegessen, und etwas Chicha zu sich genommen haben, so ist ihre Mahlzeit zu Ende. — Der ganze Proviant, den sie mit auf die Reise zu nehmen pflegen, besteht in einem kleinen Vorrath von solchem gestoßenen Gerstenmehl und einem Löffel, welches sie in einem Säckchen, das sie Gierita nennen, mit sich führen. Damit begnügen sie sich, auch wenn sie funfzig und mehr Meilen zu reisen haben. Werden sie während der Reise hungrig oder müde, so halten sie bei irgend einer Hütte, oder sonst an einem Orte, wo man Chicha haben kann, still; oder sie setzen sich, wenn sie diesen nicht bekommen können, am Ufer eines Baches nieder, nehmen einen Löffel voll von ihrem gerösteten Gerstenmehl aus ihrem Reisesack in den Mund, und wälzen es eine Zeitlang im Munde herum, bis sie es hinunter schlucken können. Wenn sie nun zwei oder drei Löffel voll gegessen haben, dann trinken sie eine gute Portion Chicha, und wenn ihnen dieser mangelt, bloßes Wasser; und dabei sind sie so vergnügt,

als wenn sie die schmackhaftesten Speisen genossen hätten.

Ihre Wohnungen sind so klein und elend, als man sichs nur vorstellen kann. Jede Familie hat eine kleine Hütte, mitten in derselben ist ein niedriger Feuerheerd, oder der Platz zum kochen. In dieser Hütte wohnen die Menschen und ihre Hausthiere beisammen. Die Hunde lieben sie sehr, daher man fast bei einer jeden Indianerfamilie drei bis viere davon antrifft. Ferner halten sie ein Schwein, Hühner, Cayes u. d. gl. Außerdem findet man bei ihnen kaum etwas mehr als einige irdene Geschirre, Töpfe, Krüge, Pilches und Flaschen, und etwa noch den kleinen Vorrath von Baumwolle, den die Indianerinnen zum Spinnen brauchen. Die Betten bestehen aus eiuem oder zwei Schaffellen, und dieses ist ihr ganzer Reichthum. Ihre gewöhnliche Art zu schlafen ist, daß sie niederhocken und so einschlafen. Sie bleiben dabei angezogen, und beim Wachen und Schlafen in einerlei Kleidung. Die Indianerinnen halten in kleinen Nebenhütten Hühner und anderes Federvieh, essen es aber niemals, denn sie lieben solche Thiere so sehr, daß sie sich

niemals entschließen können, sie zu schlachten und zu essen, oder zu verkaufen. Wenn ein Fremder durch die Noth gezwungen wird, des Nachts in einer Indianerhütte einzukehren, so wird man ihm weder eine junge noch alte Henne gutwillig lassen oder verkaufen, wenn er ihnen gleich gute Bezahlung dafür anbietet, so daß er sich endlich selbst entschließen muß, ein Huhn zu fangen und abzuschlachten. Thut er dieses, so fängt die Indianerin an, so sehr zu weinen und zu heulen, als ob man ihr das Kind umgebracht hätte; nimmt aber doch endlich, wenn sie sieht, daß sie es nicht verhindern kann, das Geld dafür an.

Viele von diesen Indianern pflegen, wenn sie reisen, ihr ganzes Hausgesinde mitzunehmen und zu Fuße zu gehen; die Mütter nehmen dabei die kleinen Kinder, welche noch gar nicht gehen können, auf den Rücken. Ihre Hütte machen sie indessen mit einem hölzernen Riegel zu, oder binden mit einem Stricke oder Lederriemen die Thüre zu; wobei sie eben so sicher sind, als bei Schloß und Riegel. Ihr Vieh geben sie, wenn sie einige Tage ausbleiben wollen, einem andern Bekannten oder

benachbarten Indianer in Verwahrung. Wollen sie aber nicht lange wegbleiben, so stellen sie ihre Hündchen dabei Schildwache, welche ihnen so getreu sind, daß sie außer ihrem Herrn niemanden an die Hütte lassen. Hierbei ist folgendes merkwürdig. Die Hunde, welche von Spaniern oder Mestizen aufgezogen werden, sind gegen Indianer so erbittert, daß sie, wenn einer von dieser Nation in das Haus kommt, wo er nicht schon gut bekannt ist, ihn anfallen und übel zurichten, wenn ihm niemand zu Hülfe kommt; denn sie können die Indianer schon von weitem durch den Geruch unterscheiden. Die Hunde hingegen, welche von Indianern aufgezogen werden, können die Spanier oder Mestizen ebenfalls nicht leiden, und betragen sich gegen sie eben so, wie die ihrigen gegen die Indianer. —

Die Indianer in Peru überhaupt, ausgenommen die, welche in Städten oder großen volkreichen Oertern auferzogen sind, wo Spanier wohnen, reden keine andere als ihre Muttersprache, welche man Quichua nennt. Diese wurde von ihren alten Kaisern oder Inca's eingeführt, daher hieß

sie auch die Inca-Sprache. Doch findet man auch Indianer, welche durch den Umgang mit Spaniern die spanische Sprache reden und verstehen gelernt haben. Man kann sie aber selten dahin bringen, daß sie spanisch reden oder antworten, ob sie gleich wissen, daß der, welcher sie anredet, kein Quichua versteht. Die indianischen Bedienten an volkreichen Orten sind hingegen nicht so hartnäckig, und durch den Umgang mit Spaniern schon weniger eigensinnig, und mehr dienstfertig gegen Fremde, die ihre Inca-Sprache nicht kennen. Viele von ihnen antworten sogar spanisch, wenn man sie gleich in ihrer Muttersprache anredet.

Auf das Wahrsagen halten die Indianer in Peru viel, wollen diese Kunst alle verstehen, und sind außerordentlich abergläubisch, welches ihnen noch aus den Zeiten ihres Heidenthums anklebt. Ohnerachtet sich ihre Pfarrer viel Mühe gegeben, den Aberglauben und die Wahrsagerei unter ihnen auszurotten, und sie zu dem ihrigen zu gewöhnen, so haben sie doch ihren Zweck noch nicht gänzlich erreichen können, ob sie gleich immer Gelegenheit suchen, sie von ihrer Blindheit zu überzeugen. Sie

haben tausenderlei abergläubische Künste und Gaukeleien, wodurch sie das zu erlangen hoffen, was sie sich wünschen. Sie sind zwar jezt dem Namen nach Christen, aber noch nicht mit dem Geiste der christlichen Religion bekannt. Darum geschieht es auch meistens aus Furcht vor Strafe, daß sie zum öffentlichen Unterrichte kommen; denn wenn sie nicht deshalb bestraft würden, so kämen die meisten nie zum Priester. Folgende Geschichte dient zum Beweise davon. — „Ein Indianer in einem Dorfe der Provinz Quito hatte daselbst den öffentlichen Unterricht und die Messe versäumt. Der Pfarrer hörte dann von den andern, daß es deswegen geschehen wäre, weil er so frühzeitig zu trinken angefangen hätte. Als der Indianer sich am folgenden Tage einstellte, so verwies ihm der Pfarrer sein Vergehen und seine Nachlässigkeit, und verurtheilte ihn deswegen zu einigen Peitschenstreichen, womit man die Indianer der dortigen Landschaften zu bestrafen pflegt. Nachdem nun der Indianer die ihm dictirten Hiebe erduldet hatte, so wendete er sich zu dem Pfarrer, und dankte ihm für die verdiente Züchtigung. Dieser antwortete

mit einer Rede, in welcher er ihn und zugleich die übrigen Zuhörer mit ermahnte, daß sie die Christenpflichten niemals verabsäumen sollten. Als er ausgeredet hatte, bat ihn der eben kurz vorher bestrafte Indianer sehr demüthig und einfältig, daß er ihm doch eben wieder so viele Streiche für den folgenden Sonntag geben lassen möchte, weil er an demselben wieder trinken und die Messe versäumen wollte!" —

Sobald ein Indianer so krank wird, daß man an seinem Aufkommen zweifelt, und es ist dem Pfarrer gemeldet worden, so geht derselbe zu ihm, und sucht ihn durch erbauliche Lehren und Gebete vorzubereiten. Wenn nun der Pfarrer eine lange Weile über sein Seelenheil gesprochen hat, und merkt, daß der Indianer dadurch nicht gerührt wird, so erinnert er ihn gemeiniglich an sein lasterhaftes und unordentliches Leben, und stellt ihm vor, daß wenn er dasselbe nicht herzlich bereuete, und Gott um Verzeihung bäte, so würde seine Seele ewig dafür bestraft und gezüchtiget werden, u. s. w. Der Indianer antwortet gewöhnlich hierauf mit großer Gelassenheit, und ohne die geringste

Rührung zu bezeugen: „Ja, das wird geschehen, Herr Pater!“ Dadurch giebt er zu verstehen, daß er solches glaube, begreife aber nicht, worinne das ihm angedrohte Uebel bestehen werde. Wenn die Indianer ihrem Pfarrer die Gefahr ihres Kranken berichten, geschieht es mehr aus Furcht vor der Strafe, welche darauf gesetzt ist, wenn sie dieses unterlassen; wäre ihnen solches nicht befohlen, so würden sie es äußerst selten thun.

Die Art, wie die Indianer gewöhnlich beichten, ist äußerst sonderbar. Denn erstlich sind sie der spanischen Sprache nicht recht mächtig, und dann haben sie auch keine ordentliche Formel dazu. Sobald der Beichtvater sie zu sich gerufen hat, so muß er sie erstlich mit aller Geduld in demjenigen unterrichten, was und wie sie beichten sollen; hernach muß er ihnen die Beichte vorsagen. Wenn der Beichtvater inne hält, so sagt auch der Indianer nichts weiter. — Ist die Beichtformel zu Ende, so ist es nicht genug, daß ihn der Pfarrer fragt, ob er eine oder die andere Sünde begangen habe; er muß es ihm fast deutlich und dreist unter die Augen sagen, daß er diese und jene Sünde, die

unter den Indianern sehr gemein sind, begangen habe; denn sonst würde er alles leugnen und nichts bekennen. Endlich, wenn der Beichtvater lange in den Indianer gedrungen, ihn zu überzeugen gesucht, und dann versichert hat, daß er es schon wisse, und dieser solchergestalt in die Enge getrieben ist, so fängt er an mit großer Verwunderung dem Beichtvater zu gestehen, daß es also sey, daß er Recht habe, und daß er nicht wisse, wie es der Herr Pfarrer habe erfahren können — und fährt dann fort, die Ursachen seiner begangenen Sünden zu entdecken, und noch mehr zu gestehen, als der Beichtvater zu wissen verlangt. Wenn aber ein Indianer eine offenbare Sünde begangen hat, so leugnet er sie auch äußerst selten. Sie haben gar keine Furcht vor dem Tode. Der beschwerlichste Schmerz macht keinen Eindruck auf sie; auch fürchten sie sich nicht vor einer nahen Gefahr. Ein Verbrecher aus ihnen, dem die Todesstrafe zuerkannt worden, geht mit eben der Gemüthsruhe und Gleichgültigkeit zum Tode, wie zu einem Schmause.

Der bekannte Franzose Condamine sagt: Unempfindlichkeit ist der Haupt-Charakter aller eingebornen Amerikaner, welche wir gewöhnlich Indianer zu nennen pflegen. Diese Leute scheinen für das Schöne und Angenehme gar kein Gefühl zu haben. Ohne Zweifel ist ihre Unwissenheit daran Schuld. Sie haben zu wenig Begriffe und zu wenig Kenntnisse von Gott und von der Welt, und von dem, was in derselben ist, und zu welchem Zweck es geschaffen worden. Ihre Begriffe und Kenntnisse erstrecken sich nicht weiter, als auf ihre zum Lebensunterhalt unentbehrlichsten einfachsten Bedürfnisse. Haben sie etwas beträchtliche Vorräthe zur Stillung ihres Appetits, so sind sie in einem hohen Grade gefräßig. Im Nothfalle sind sie wieder so mäßig, daß sie den größten Mangel ertragen können, ohne daß sie sich darüber beschweren. Sie sind sehr kleinmüthig, feig und verzagt, außer wenn sie besoffen sind, dann sind sie tollkühn. Sie arbeiten nie gern. Ruhm und Ehrbegierde sind Dinge, die sie gar nicht kennen. Gegen Dankbarkeit sind sie höchst gleichgültig. Bloß mit dem Gegenwärtigen beschäftigt sich ihr roher Geist; dies

allein rührt sie, um die Zukunft bekümmern sie sich nie; sie sind keiner Vorhersehung und keines scharfen Nachdenkens fähig. Wenn sie unter keinem Zwange sind, so überlassen sie sich kindischen Vergnügungen, lachen unmäßig, hüpfen und springen umher wie die kleinen Kinder in gesitteten Ländern. Sie bringen ihr Leben so gedankenlos hin, und werden alt, ohne daß sich ihre Begriffe merklich vermehrten, oder ihre Kenntnisse mehr erweiterten; daher man sagen kann, sie bleiben bis an ihr Lebensende große Kinder. — Herr Bouguer sagt in seiner Reise nach Peru von den dasigen Indianern: „Sie sind äußerst träge, sehr dumm, und bringen oft ganze Tage an einem Orte sitzend zu, ohne sich zu rühren, oder auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Es ist kaum zu beschreiben, wie gleichgültig sie gegen Reichthum und alle Vortheile sind, welche derselbe gesitteten Personen gewährt. Man hat außerordentliche Mühe, um einen Indianer zu überreden, einem einen Dienst oder Gefälligkeit zu thun. Umsonst bieten ihnen Reisende oft Gold- und Silbermünzen dafür an; sie antworten: „sie

wären nicht hungrig," und bleiben in ihrer gleichgültigen Lage."

Das rohe Wesen, welches man bei diesen Indianern bemerkt, rührt aber doch größtentheils aus Mangel an Unterricht her. Denn man hat Beispiele, daß die, welche Gelegenheit hatten, sich Kenntnisse zu erwerben, und gehörig unterrichtet zu werden, eben so vernünftig wurden, als andere Menschen. Besonders sieht man dieses an den eingebornen Indianern in der spanischen Provinz Paraguay, in welcher sich die ehemaligen Jesuiten im Unterrichte derselben, sowohl in der katholischen Religion, als in bessern Sitten ausgezeichnet haben. Besonders befolgten sie dabei den Grundsatz, die indianischen Knaben in der spanischen Sprache sowohl, als auch hernach im Lateinischen unterrichten zu lassen, und so brachten sie es nach und nach eben dahin, wohin ein Europäer es bringen kann.

Die besondern Meinungen und Gebräuche, welche die Indianer bei ihren Heirathen beobachten, sind merkwürdig. Sie schätzen verkehrterweise das hoch, was bei gesitteten und vernünftigen Völkern

verachtet und verabscheut wird. Ein solcher Indianer hält es nämlich bei derjenigen, die er zum Weibe nehmen will, für einen Fehler, wenn sie nicht vorher mit andern Mannspersonen Umgang gehabt hat.

Sobald ein Indianer um ein Mädchen bei ihrem Vater angehalten, und dieser ihm selbige bewilligt hat, so fangen sie beide damit an, so zu leben, als ob sie verlobt und getraut wären, und der künftige Schwiegersohn hilft seinem Schwiegervater in seinem Felde arbeiten. Wenn nun die beiden Brautleute drei bis vier Monate mit einander gelebt haben, und der Mann läßt alsdann keine Reue über seine Wahl blicken, und ist mit seiner Braut zufrieden, so verheirathet er sich dann ordentlich mit ihr nach Verfließung dieser Zeit, welche sie die Vorbereitung oder Zuschickung zur Heirath nennen. Haben aber beide Liebesleute drei bis vier Monate, oder auch ein ganzes Jahr, mit einander gelebt, und der Bräutigam spürt Reue oder Unzufriedenheit mit seiner Wahl, und findet, daß sie die Eigenschaften nicht hat, welche sie haben soll, so pflegt er solche unter dem barbarischen Vorwand

zu verlassen, daß ihn sein Schwiegervater hätte hintergehen wollen, und daß Niemand seine Tochter zuvor lieb gehabt hätte! Diese sonderbare Gewohnheit ist noch heutiges Tages unter den Indianern im spanischen Amerika so gemein, daß die nachdrücklichsten Bemühungen der Bischöfe und Pfarrer sie noch nicht haben völlig ausrotten können. Wenn sich daher ein Indianer wegen seiner Verheirathung beim Pfarrer meldet, so pflegt ihn dieser gemeiniglich erst zu fragen: ob er als Bräutigam sich mit der Braut zugeschickt oder vorbereitet habe? damit er ihm erst über seine etwanige unregelmäßige Lebensart einige nützliche Lehren geben und ihm den Segen ertheilen könne. Denn die erste nicht feierlich und öffentlich geschehene Verbindung halten sie noch für keine gültige Ehe, wenn sie nicht förmlich kopulirt oder getrauet sind.

Wenn daher der Pfarrer erfährt, daß ein Bündniß unter zweien geschlossen ist, so sucht er sie sobald als möglich zu trauen. Wird solches lange aufgeschoben, so trennen sich die Brautleute wieder, sobald es ihnen einfällt, und man kann solche hernach

nach auf keine Weise überreden, daß sie verehlicht sind. Die gänzliche Abstellung solcher Mißbräuche hat man bisher noch durch keine darauf gesetzte Strafe bewerkstelligen können; denn es ist dem gewöhnlichen Indianer einerlei, ob man ihm einen Schimpf anthut, oder ob man ihn zu einer Schmauserei einladet, welches letztere er jedoch sehr hoch schätzt. Von Ehre und Schande hat er noch keine richtigen Begriffe, und Leibesstrafen sind ihm nur so lange empfindlich als sie dauern. Hat er Schläge empfangen, so sieht er kurz darauf wieder so vergnügt und munter aus, als wenn ihm gar nichts Widriges widerfahren wäre. Daher übersieht man diesen Leuten vieles, und sucht ihre Sitten auf mancherlei andere Arten zu verbessern. Die Vertauschung ihrer Weiber ist auch nichts seltenes unter ihnen. Hat z. B. ein Indianer mit der Frau eines andern verbotenen Umgang gehabt, so begiebt sich der Mann der Geschändeten zu dem Thäter, und sucht sich an dem Weibe desselben, wegen des ihm zugefügten Unrechts, zu rächen. Setzet man sie deswegen zur Rede, so entschuldigen sie sich auf das dreisteste mit der erwähnten

Ursache; und kaum hat man sie von einander gebracht, so fangen sie nach wenig Tagen ihr unordentliches Leben wieder an. Die Blutschande ist daher unter ihnen nicht selten, theils weil sie, wie schon oben erwähnt, der Trunkenheit sehr ergeben sind, theils auch, weil sie weder Ehre noch Schande kennen, und folglich niemand sie von der unordentlichen Befriedigung ihrer Lüste zurückhalten kann.

Die Indianer sind übrigens von Natur stark und gesund. Sie kämpfen mit Stieren, wie mit ihresgleichen, und lassen sich von ihnen in die Luft schleudern, ohne daß dieses ihnen schadet. Wenn sich die Indianer in ganze Haufen zusammenrotten und wider andre zu Felde ziehen, so greifen sie ihre Feinde sehr herzhaft und unerschrocken an, ohne auf die überlegene Macht derselben zu achten, oder sich, wenn einige von ihnen fallen, dadurch von einem weitern Angriff abhalten zu lassen. Bei einem andern gesitteten Volke könnte dieses für Tapferkeit gelten, bei diesem aber muß man es dem Mangel an Einsicht und Ueberlegung zuschreiben und es tollkühn nennen. Sie wissen, wenn sie zu Pferde sitzen, den Stieren eine Schlinge

geschickt über den Kopf zu werfen; und da sie sich nicht leicht für etwas fürchten, so rennen sie auch in allerhand Gefahren unbedachtsam hinein. Die Indianer verfolgen die Bären eben so listig, und besiegen sie zu Pferde bloß mit einer Schlinge, die aus einem ledernen Riemen besteht, der so dünne seyn muß, daß der Bär sie mit seinen harten, steifen Tatzen nicht anfassen kann, der aber auch so fest und dicht ist, daß er beim Fortrennen des Pferdes und dem Widerstand des Bärs nicht leicht zerreißen kann. Sobald der Indianer den Bär gewahr wird, so fängt er an, ihn zu verfolgen. Dieser erwartet ihn, und setzt sich in eine solche Stellung, daß er sogleich einen Sprung auf das Pferd thun kann. Sobald aber der Indianer nahe genug an den Bär gekommen ist, so wirft er geschwind die Schlinge über ihn, und fängt ihn damit am Halse. Zu gleicher Zeit wickelt er die Schlinge hurtig einigemal um den Sattel seines Pferdes herum, giebt ihm die Spornen und jagt fort. Der Bär, der nicht so geschwind nachtrappen kann, und immer nach der Schlinge hascht, um sich loszumachen, wird erwürgt. Die-

ses erfordert in der That viel Verwegenheit und Geschwindigkeit, und eine Herzhaftigkeit, welche man bei Europäern selten antreffen wird. In der Provinz Alausi hingegen, gegen die östlichen Gebirge zu, wo die Bären häufig anzutreffen, sieht man dergleichen Jagden sehr oft, wobei die Indianer selten verunglücken.

Alles was wir hier von den eingebornen Indianern in der Provinz Quito gesagt haben, ist nicht von denen zu verstehen, die in großen Städten oder volkreichen Flecken unter den Spaniern wohnen, und daselbst arbeiten oder Handwerke treiben, sondern von denen, die auf dem Lande einzeln herum, und von Europäern sehr entfernt und in kleinen Dörfern beisammen wohnen. Jene werden immer als nützliche Glieder des gemeinen Wesens angesehen, und leben ordentlicher für sich. Denn viele Indianer in der Provinz Quito beschäftigen sich ordentlich, entweder in Fabriken oder auf den Landgütern der Spanier, mit der Feldarbeit, der Viehzucht und den Schäfereien. An jedes Landgut oder Herrschaft muß ein jeder Flecken, der unter derselben steht, eine bestimmte Anzahl In-

dianer liefern, die vom Herrn des Gutes einen gewissen Sold bekommen, so wie er vom Könige von Spanien bestimmt worden ist. Nach Verlauf eines Jahres gehen diese Indianer wieder in ihren Flecken, und dann kommen an ihrer Statt wieder andere zur Arbeit auf das Landgut zurück, wohin sie gehören. Eine solche Eintheilung wird Mita genannt. In den Fabriken, welche die Spanier in Quito betreiben, sollte es, den spanischen Gesetzen nach, eben so gehalten werden. Da aber nicht alle Indianer in Fabriken zu arbeiten verstehen, sondern dazu erst unterrichtet werden müssen, so werden nur gewisse indianische Familien dahin gesetzet, die schon dazu gelernt sind, oder bei denen das Weberhandwerk vom Vater auf den Sohn fortgeerbt worden ist. Diese Indianer verdienen unter allen am meisten, weil ihre Arbeit mehr Kunst und Geschicklichkeit erfordert, als beim Landbau nöthig ist, und daher auch von den Eigenthümern der Fabriken besser bezahlt werden. Ihre Herren geben ihnen nicht nur ihren jährlichen Sold, sondern auch Ländereien und Ochsen, mit denen sie ihre Felder (oder Characas) pflügen und nützen können; daher

besäen sie dieselben ordentlich, und können ihre Kinder und Angehörigen gut versorgen, welche alle in Hütten um das Gut herum wohnen. Diesemnach stellt ein jedes Landgut mit einer Fabrike ein ganzes Dorf vor, wo oft über hundert bis zweihundert Indianer mit ihren Familien zu wohnen pflegen.

Von den Sitten, Lebensart und Religionsmeinungen der Patagonier.

Die Patagonier sind groß von Statur und wohlgestaltet. Gemeiniglich sind sie fünf bis sechs Fuß hoch, olivenfarbig, haben kleine Nasen und kleine Augen. Einige ältere Schriftsteller und Reisebeschreiber haben in Europa ehedem die Nachricht verbreitet, als wenn in diesem Lande sehr große Riesen wohnten, die außerordentlich groß und stark wären. Allein neuere Nachrichten von Seefahrern, welche die dortige Küste besucht haben, sagen wohl, daß sie daselbst größere und stärkere Leute gesehen haben, als die Europäer gewöhnlich sind, die aber jene außerordentliche Länge nicht gehabt hätten, sondern acht, höchstens neun Schuh lang gewesen

wären. Von Natur sind die Patagonier sanftmüthig, und leben sehr einig und freundschaftlich unter einander. Ob sie schon einen Oberherrn oder Kaziken haben, so hat doch derselbe weiter keine Vorzüge. Aeußerlich unterscheidet ihn von den übrigen seiner Unterthanen nichts, als der Schurz, den er am Gürtel trägt, welchen die andern nicht haben. Seine Unterthanen gehen mit ihm, wie mit ihresgleichen, um, und er lebt mit ihnen ohne Stolz und Ceremonien. Man gehorcht seinen Befehlen geschwind; er selbst aber ist von aller Arbeit befreit.

Die Patagonier gerathen bei ihren Gastmahlen leicht in Streit mit einander. Den Folgen davon vorzubeugen, tragen ihre Weiber bei solchen Gelegenheiten große Sorge, und verbergen bei einem solchen Vorfalle die kurzen Säbel und alle Waffen ihrer Männer. Bei diesen Gastmahlen ist der König mit seinen Unterthanen vermengt; und wenn sie einmal betrunken sind, so werden sie mit diesem so gut handgemein, wie mit ihresgleichen. Ihr Getränk bereiten sie aus einer Art von Früchten, welche an Hecken wachsen, und der Farbe

und dem Geschmacke nach unsern Himbeeren ziemlich gleich kommen. Sie sammeln davon eine gewisse Menge, und machen hernach eine Grube, etwa vier Schuh ins Gevierte, in die Erde, und füttern den Boden und die Seiten derselben mit Pferdehäuten aus. In diese Grube werfen sie die Früchte, und gießen Wasser darauf. Dann rühren sie diese Materie mit dicken Prügeln stark herum, und lassen solche zweimal vier und zwanzig Stunden gähren, dann ist ihr Trank fertig. Dann kommen sie mit der Pfeife im Munde, und stellen sich, sowohl Männer als Weiber, um dieses Loch herum, und trinken so lange als das Getränk dauert. Dabei singen sie nach ihrer Art. Wenn sie nun betrunken sind, so balgen sie sich gemeiniglich wacker mit einander herum; es kommt aber doch selten zum Blutvergießen dabei, und sobald der Rausch vorbei geht, ist auch alles wieder vergessen.

Die Patagonier bleiben in ihrem Lande nicht lange an einem Orte, und ändern ihre Wohnung oft. Wenn ihre Pferde die Weide an einer Strecke Landes aufgefressen haben, so schaffen sie ihre Hütten und Geräthschaften an einen andern Ort, wo

sie dergleichen wieder antreffen. Diese Wanderung geschieht geschwind und verschiedenemal des Jahrs über. Ihre Wohnungen sind in großen Strecken Landes einzeln umher gestreut. Ihre Dörfer bestehen aus einer kleinen Anzahl schlechter Hütten. Die Stadt, wo sich ihr König aufhält, ist immer am zahlreichsten, hat aber ein weit geringeres Ansehen, als eins unserer schlechtesten Dörfer.

Von einer Gottheit haben die Patagonier einen sehr geringen und unvollständigen Begriff. Sie verehren auf eine gewisse Art die Sonne und den Mond. Der Tag des Neumonds ist bei ihnen ein Festtag. An diesem Tage versammeln sie sich insgesammt, und halten eine Art von Umgang um ihre Hütten. Der, welcher dabei vorangeht, trägt einen mit kupfernen Schellen und Straußfedern besetzten Reifen. Diesen dreht er von Zeit zu Zeit im Kreise herum, auf welches Zeichen der ganze Haufen ein großes Geschrei ausstößt. Diese Feierlichkeit dauert ungefähr eine halbe Stunde.

Die Vielweiberei ist bei den Patagoniern unbekannt. Sie haben nur eine Frau, mit welcher sie friedlich leben. Wenn ein Weib bei ihnen im

Kindbette liegt, darf niemand in ihre Hütten kommen, und niemand untersteht sich ihr zu nahe zu kommen, bis die Frau von selbst mit ihrem neugebornen Kinde auf dem Arm aus der Hütte herauskommt. Alsdann wickelt man das Kind in ein Schaffell, und legt es auf eine Art von Trage, deren Boden mit dem nämlichen Felle gefüttert ist. Die Arme und Beine werden ihm mit ledernen Riemen an das Holz fest gebunden, damit es nicht heraus fallen kann. Diese Maschine hängen sie an den vier Ecken auf, und bringen sie in Bewegung, wodurch der Schlaf des Kindes befördert wird. Ohngeachtet diese Art, die Kinder zu wickeln oder zu behandeln, sehr von der europäischen abweicht, so findet man doch keine ungestalteten oder kröpelhaften Menschen bei ihnen. Den einzigen Fehler bemerkt man unter ihnen, daß bei allen das Hintertheil des Haupts sehr flach ist, welches aber vermuthlich von der Gewohnheit, die Kinder auf den Rücken zu legen, ohne ein anderes Hauptkissen, als das Holz der Trage zu haben, herrührt.

Die Weiber der Patagonier ruhen nach ihrer Niederkunft nicht länger als zwei oder drei Stun-

den aus, hernach gehen sie wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Alle Morgen bringen sie ihre Kinder an den Fluß, und tauchen sie, das Wetter sey gut oder schlecht, ganz nackend ins Wasser. Dieser Gebrauch härtet den Kindern die Haut ab, und macht sie so unempfindlich gegen die Kälte, daß sie im strengsten Winter oft ganz nackend auf dem Schnee und Eise herumlaufen, ohne daß ihnen dieses Schaden bringt.

Viele Männer sowohl als Weiber von dieser Nation tragen auch mit Corallen und Schellen besetzte Armbänder. Einen ähnlichen Zierrath tragen sie unter der Wade unmittelbar über dem Obertheil des Fußes. Ueberdieses flechten die Weiber meistens in ihre sehr langen Haare auch allerlei ähnliche Kleinigkeiten als Putz, die ihnen ziemlich gut anstehen. Dergleichen Sachen tauschen sie von den Spaniern ein, wenn sie Friede mit ihnen haben, und geben ihnen verschiedenes Pelzwerk.

Die Patagonier essen das Fleisch meistens roh, so wie sie es finden. Als die Engländer im Jahre 1766 an der Küste von Patagonien landeten, sahen sie, daß ein Mann von dieser Nation das Einge-

weide von einem Strauße nahm, und solches ohne weitere Zubereitung vor ihren Augen auffraß; er reinigte es nicht einmal, sondern begnügte sich bloß damit, daß er die inwendige Seite herauskehrte und ein wenig ausschüttelte. Ein andrer Engländer gab ihm einen Fisch, den er so eben gefangen hatte, der etwas größer als ein Hering war. Der Patagonier faßte ihn so begierig, als ein Hund einen Knochen erhascht, und tödtete ihn sogleich durch einen Biß bei den Ohren, und verzehrte ihn hernach ganz roh vom Kopf bis auf den Schwanz, mit allen Gräten, Schuppen und Floßfedern! — Starke Getränke, als Branntwein, Wein u. s. w. lieben diese Indianer nicht, und trinken gewöhnlich bloßes Wasser. Die, welche an der Seeküste dieses Landes wohnen, scheinen bloß von Schalfischen zu leben. Die Weiber müssen daselbst die Muscheln oder Austern sammeln, und es scheint, wie die Europäer beobachtet haben, daß dieses ihre Arbeit ist, welche sie besonders bei niedrigem Wasser oder zur Zeit der Ebbe verrichten. Alsdann sieht man sie mit dem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten und mit Widerhaken versehenen Stock in

der andern, und mit einem Ranzen auf dem Rücken an dem Ufer herumgehen. Vermittelst dieses Stockes stoßen sie die Muscheln und andere eßbare Schalthiere, die an den Felsen kleben, ab, werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus. Da sie nun dergleichen Thiere an einem Orte nicht wieder antreffen, so zwingt sie die Noth, von einem Orte zum andern herum zu ziehen.

Ohngeachtet die Patagonier unter die wilden Völker der neuen Welt zu rechnen sind, so findet man doch, daß sie für ihre Kinder viel natürliche Liebe haben, und nach ihrer Art alle zärtliche Sorgfalt für sie hegen. Diese zeigt sich besonders bei ihren Weibern, wenn sie solche in ihre Kähne oder wieder aus denselben heraus heben. Die Verheiratheten unter diesem Volke sind auch sehr eifersüchtig; allein dies scheint nicht sowohl aus einer wirklichen Zärtlichkeit gegen den geliebten Gegenstand, als vielmehr aus einem bloß thierischen Neide geg n den Mitgenuß des Nebenbuhlers herzukommen. Als einige Engländer in der neuern Zeit an der Küste von Patagonien waren, machten sie

diesfalls einige Erfahrungen und Beobachtungen. Es geschah nämlich, daß einige von den sich gerade damals am Ufer dieses Landes befindlichen Patagoniern zu ihnen auf eines ihrer Schiffe kamen, andere von ihnen aber neben den englischen Schiffen auf sie warteten, während dessen die Engländer Leute ans Land schickten, um Holz und Wasser zu holen. So lange nun die Engländer sich mit Ausrüstung und Bemannung des Bootes beschäftigten, welches sie in dieser Absicht ans Land senden wollten, hielten die Patagonier ihre Augen unverwandt auf diese Verrichtung geheftet. Allein in eben demselben Augenblick, als das Boot vom Schiffe abfuhr oder fortruderte, riefen die Wilden mit hellem Geschrei ihren am Bord des englischen Schiffes befindlichen Landsleuten zu. Hierüber schienen diese sehr zu erschrecken, reichten jenen eiligst ihre bei sich habenden kleinen Kinder in ihre Kähne herab, und sprangen alsdann, ohne ein Wort zu sagen, selbst hinter drein. Die Ursachen hiervon konnten die Engländer nicht errathen, bis sich endlich das Räthsel auf folgende Art auflöste. Es waren nämlich etliche patagonische Weiber am

Ufer, die daselbst Muscheln auflasen. Die armen Indianer befürchteten nun, diese Fremdlinge möchten, entweder durch Gunst oder Gewalt, diese Weiber zur Befriedigung ihrer Lüste nöthigen, und dadurch die ehelichen Vorrechte ihrer Männer beleidigen, auf welche sie weit eifersüchtiger waren, als die eingebornen Bewohner anderer amerikanischen Länder. Sie riefen ihren Weibern an dem Ufer zu, welches diese auch verstanden, vom Ufer wegeilten, und den Engländern aus dem Gesicht rannten. Sobald die Männer in ihren Kähnen das Land erreicht hatten, eilten sie ihren Weibern ebenfalls nach. Ob sie nun unter einander eben so eifersüchtig in der Liebe sind, als sie bei dieser Gelegenheit sich gegen Fremde betrugen, läßt sich aus den wenigen und unvollkommenen Nachrichten von ihnen nicht mit Gewißheit bestimmen.

In den Berichten des ehemaligen englischen Admirals, Lord George Ansons, von seinen Reisen und Unternehmungen im Südmeere, welche von den Engländern gegen die Spanier im Kriege zwischen beiden Nationen im Jahre 1741 unternommen wurde, finden wir von der Regierungsform,

den

den Sitten und Gebräuchen der Patagonier, ihrer Hauptstadt und ihrem Oberhaupte, noch folgende Merkwürdigkeiten aufgezeichnet, welche einige Engländer, die an der dasigen Küste auf dem Schiffe, Wager genannt, das vom Geschwader des Admiral Anson getrennt worden war, Schiffbruch litten, und die endlich am Lande in die Gefangenschaft der Patagonier geriethen, beschrieben haben. Sie erzählen davon folgendes:

„Nach vielem ausgestandenen Ungemach reisten wir endlich, als Gefangene in einer Begleitung von Patagoniern, von der Gegend der Küste ihres Landes, wo wir uns damals befanden, vier Monate lang, bis zu ihrer Hauptstadt, wo wir ihrem Könige überliefert werden sollten. Die Art zu reisen bei diesem Volke ist sonderbar, und in mancherlei Rücksicht für diese Wilden vortheilhaft, und verdient daher eine kurze Erwähnung. Die Patagonier führen auf ihren Reisen oder Wanderungen ihr ganzes Hausgeräthe mit sich. Ihre Hütten sind auch leicht zu tragen, denn sie bestehen nur aus einigen Stangen, davon ein Theil aufrecht gestellet, die übrigen aber in die Quere von einer bis zur

andern gelegt werden, welches alles mit Pferdehäuten bedeckt wird. Daher diese Hütten eben so bequem fortzubringen sind, als unsere europäischen Zelte, und viel besser als diese für Regen und Kälte schützen.“

„Bei dieser Reise nach der Residenz des Königs der Patagonier bestand unsere Nahrung bloß in rohem Pferdefleische. — Einige fraßen es ungekocht, andere ließen es rösten oder braten. An Wasser fehlte es uns niemals, denn unsere patagonischen Führer wußten vollkommen alle kleine Bäche, die man auf dem Wege antrifft, die ein Fremder nur mit vieler Mühe aufzufinden im Stande gewesen seyn würde. Nach der Länge des Weges, den wir zurückgelegt hatten, urtheilten wir, daß die Hauptstadt des Königs von Patagonien wenigstens vierhundert Meilen von unserm ersten Aufenthalt an der Meeresküste entfernt seyn müßte. Als wir nicht mehr weit von derselben entfernt waren, schlugen sich die indianischen Herrn, denen wir zuletzt als Sklaven verkauft worden waren, seitwärts, und wollten uns zugleich mit sich nach Hause in ihr achtzig Meilen davon entlegenes Dorf nehmen.

Dieser Entschluß verursachte uns einen außerordentlichen Kummer, denn wir sahen uns verurtheilt, mit diesen Wilden in ihrem Lande umher zu irren, aus welchem wir unmöglich wieder einige Gemeinschaft mit Europäern würden haben können. Zu allem Glücke für uns gaben die andern Patagonier, welche uns begleitet hatten und in die Stadt gegangen waren, ihrem Könige Nachricht, daß vier weiße Menschen gefangen worden wären. Dieser schickte sogleich einen Trupp seiner Leute zu Pferde aus, um uns aufzusuchen, und als sein Eigenthum zurück zu fordern."

„Wir wurden von ihnen eingeholt, und sodann in die berühmte Hauptstadt des Königs von Patagonien gebracht. Diese bestand nur aus ein und dreißig Hütten, welche alle einander ähnlich waren; sie waren klein, niedrig und von unregelmäßiger Gestalt, und standen höchstens drei Fuß weit von einander, und waren bloß durch kleine, eines halben Mannes hohe Pfähle, mit denen eine jede derselben versehen war, von einander abgesondert. Endlich kam die Zeit, wo wir vor dem patagonischen König erscheinen sollten. Wir wurden in seine

Hütte geführt, welche nicht besser als die übrigen beschaffen war. Seine patagonische Majestät saßen bei unserm Eintritt ganz nachlässig auf der Erde; auf der einen Seite hatte dieser Monarch einen Wurfspieß, auf der andern aber Bogen und Pfeile bei sich liegen. Sein ganzer Putz bestand aus einer Schürze von einem gewissen uns unbekannten Zeug, der ihm am Gürtel hing, und einer Mütze aus Straußenfedern, welche ihm statt einer Krone oder eines Kopfputzes diente. Dies war alles, was wir an ihm fanden." —

„Demohngeachtet machten wir diesem Könige unsre höfliche und unterthänigste Aufwartung. Er empfing uns mit ziemlichem Anstande, hielt eine lange Pfeife von Rohr im Munde, und unterredete sich mit uns in gebrochener spanischer Sprache. Denn in diesen Gegenden giebt es mehrere Indianer, welche diese Sprache ein wenig verstehen, weil sie, des Handels mit den Spaniern wegen, öfters nach Buenos-Ayres reisen, wenn sie nicht Krieg mit denselben führen. Wir selbst verstunden so viel von dem Spanischen, daß wir auf

die Fragen, welche er an uns that, ziemlich verständlich antworten konnten."

„Erstlich fragte uns der König, aus welchem Lande wir wären, und welcher Zufall uns in diese Gegenden gebracht habe? Wir antworteten ihm, daß wir Engländer wären, und in der Südsee auf einem Schiffe, welches bestimmt gewesen wäre, die Spanier, unsre Feinde, zu bekriegen, Schiffbruch gelitten hätten; es wären unsrer achte an einem wüsten Platze des festen Landes zurückgelassen worden, und als wir eines Abends von der Jagd wieder nach unserm gewöhnlichen Lagerplatz zurückgekommen wären, hätten wir zwei von unsern Cameraden ermordet, die zwei übrigen weggeführt, unsre Hütte aber niedergerissen und geplündert angetroffen. Wir sagten ihm auch, daß wir vermutheten, daß diesen Schaden und Mord wohl einige von seinen Unterthanen verübt haben würden. Ehe uns noch der patagonische König darauf antwortete, ließ er sogleich einige von seinen Unterthanen vor sich rufen, und sprach sehr ernsthaft in ihrer Muttersprache mit ihnen. Hierauf versicherte er uns auf eine sehr liebreiche Art, daß er unter alle den

indianischen Haufen, welche in derselben Gegend, in welcher uns der genannte Unfall betroffen hätte, genau nachforschen, und sie zum Ersatz des uns zugefügten Schadens anhalten lassen wollte. Hernach fragte er uns auch, ob die Menschen in unserm Vaterlande von großer Leibesbeschaffenheit wären? Wir versicherten ihm dieses. Er gab uns auch zu erkennen, daß er mit großem Vergnügen von uns gehört hätte, daß wir Feinde der Spanier wären. Er redete mit vieler Empfindlichkeit gegen die Unternehmungen dieser Nation, und versicherte uns, daß die Spanier, wider alles Recht und Billigkeit, ihm sein Land abgenommen hätten. Um uns recht herrlich bewirthen zu können, befahl er seinen Leuten, ein Pferd zu schlachten und dessen Fleisch für uns zuzurichten. Die erste Nacht nach unserer Ankunft in seiner Residenz hatte er sogar die Höflichkeit, uns in seiner eignen Hütte zu beherbergen, bis man uns eine gebaut hatte, welches am folgenden Tage geschahe."

„In dieser sogenannten Hauptstadt von Patagonien blieben wir acht Monate, und standen daselbst einen sehr harten Winter aus, indem wir

öfters bis auf sechs Fuß Schnee hatten. Unsre ganze Beschäftigung diese Zeit über bestand darin, Wasser und Holz zu holen, und den geschlachteten Pferden die Haut abzuziehen. Ob wir schon wie Leibeigene oder Sklaven zu betrachten waren, so begegneten uns die Patagonier doch menschlich und gelinde, und niemand durfte uns beleidigen.“ —

„Als nun die Patagonier im folgenden Frühjahre aufs Streifen oder Jagen der wilden Pferde ausgingen, womit sie gewöhnlich den ganzen Sommer zubringen, so baten wir sehr inständig, daß uns die Erlaubniß ertheilt werden möchte, die Jäger begleiten zu dürfen. Allein es hielt schwer, uns diese Bitte zu gewähren, unter dem Vorwand, daß wir weiter in das Land hinein geschickt werden sollten. Wir wendeten uns daher an den König selbst, und sagten ihm, daß wir Engländer wären, und in Buenos-Ayres sicher Leute von unserer Nation, oder sonst gute Freunde unter den dortigen Einwohnern antreffen würden, die sich ein Vergnügen daraus machten, uns von ihm um einen guten Preis loszukaufen. Dem König gefiel diese Nachricht. Er antwortete: unsre Bitte

sollte uns zugestanden werden. Es wurde also beschlossen, daß wir mit einem Trupp Patagonier abreisen sollten, welche sich gegen die östliche Küste, nach Buenos-Ayres zu, begeben sollten. Ein einziger von uns, Namens John Duck, dessen Farbe zu seinem Unglücke sehr indianisch aussahe, bekam die Erlaubniß nicht, uns zu folgen, denn er war an einen Herrn verkauft worden, der ihn sehr weit ins Land hinein nahm, wo er wahrscheinlicher Weise sein Leben wird haben zubringen müssen."

„Unsere Reise dauerte lange. Die ersten zehn oder zwölf Tage lebten wir bloß von Pferdefleisch. Wir hatten hinlänglich Pferde mitgenommen, sowohl zu unserm Unterhalte als zum Reiten. Wir hatten während der Zeit auf dem Wege noch kein wildes Pferd angetroffen. Bald hernach aber ließen sich diese Thiere haufenweise sehen, von denen wir so viele fingen, als zu unserer Nahrung nöthig war."

„Wir langten endlich glücklich in Buenos-Ayres an, wo uns der spanische Statthalter los-

kaufte. Nun waren wir Gefangene der Spanier, von denen wir künftig viel schlechter, als von unsern patagonischen Wilden, behandelt wurden." — Aus dieser Erzählung kann man sich einen Begriff von der Denkungsart und den Sitten der Eingebornen in Patagonien machen.

Ueber einige Völkerschaften Afrika's.

Die Hottentotten.

Diese machen gegenwärtig nicht mehr eine und dieselbe Völkerschaft aus, bei denen gleiche Sitten, Gebräuche und Neigungen angetroffen werden. Die Errichtung der öffentlichen Pflanzörter in Afrika ist der für diese Völkerschaften traurige Zeitpunkt; seitdem sind sie von einander getrennt, und die Verschiedenheiten, wodurch sie sich noch gegenwärtig von einander auszeichnen, kann man von jener Zeit an bestimmen.

Als 1652 der Wundarzt Riebeck bei seiner Rückkunft aus Indien den Directoren der Compagnie

zuerst die Wichtigkeit eines Pflanzorts am Cap einsehen ließ, so urtheilten selbige ganz richtig, daß ein solches Unternehmen von niemand besser ins Werk könne gerichtet werden, als von demjenigen, der den ersten Einfall dazu gehabt. Daher Riebeck selbst, mit allem was zur Anlegung einer Colonie erforderlich war, und mit der gehörigen Vollmacht versehen, von Holland aus abgeschickt wurde, und bald nachher in der Tafelbay vor Anker ging. Als ein geschickter Politiker und hellsehender Unterhändler wandte er auch die entferntesten Mittel an, um sich das Wohlwollen der Hottentotten zu verschaffen; er bestrich den Rand des Gefäßes, das den Todestrank enthielt, mit Honig. Durch reizende Lockspeisen gewonnen, sahen die Hottentotten, damalige unumschränkte Herren dieses Theils von Afrika, nicht ein, das sie eben dadurch ihre Rechte, Gewalt und Ruhe verlieren würden. Von Natur unthätig, und wahre Cosmopoliten, dabei nichts weniger als der Feldarbeit ergeben, ließen sie es geduldig geschehen, daß einige Fremde sich eines kleinen Vierecks ihres Landes bemächtigten, der unbebauet und für sie zum Theil unnütz war. Ob

etwas weiter oder näher ihre Heerden, ihr einziger Reichthum, Unterhalt fanden — wenn am Ende sie sich nur ernährten — so dachten damals vermuthlich die guten Hottentotten. Die sparsame Politik der Holländer ahndete aus einem so friedfertigen, ruhigen Anfange große Vortheile für die Zukunft. Da diese Nation vor andern geschickt ist, auch die kleinsten Glücksumstände zu nutzen, so wußte sie auch hier diesen Grundsatz in Ausübung zu bringen, und zwar dadurch, daß sie den Hottentotten Tabak und Branntewein anbot. Von diesem Augenblick an war die Freiheit der Hottentotten verloren; ihr eigenthümlicher Charakter und ihr natürlicher Stolz verlosch, und sie hörten gewissermaßen auf, Menschen zu seyn. Durch die beiden Lockspeisen, die die Holländer diesen unglücklichen Wilden anboten, wurden sie von Tage zu Tage ihren neuen Gästen unähnlicher. Das Betragen der Holländer gegen die Hottentotten war ihrem Eigennutz vollkommen angemessen. Sie schonten diese für sie so vortheilhaften Nachbaren, die oft für eine Pfeife einen Ochsen gaben. Nach und nach vergrößerte sich die Colonie, breitete sich aus, befe-

stigte sich, so daß deren Grundlage unerschütterlich wurde, und die Zerstörung derselben unmöglich machte. Sie fing an, diesem ganzen Theile von Afrika Gesetze vorzuschreiben, und entfernte alles, was ihrem habsüchtigen Ehrgeiz entgegen war. Der Flor dieses neuen Pflanzorts breitete sich überall aus, und zog eine Menge auswärtiger Ansiedler dahin. Man schloß dort, wie gewöhnlich, daß Macht ein hinlänglicher Bewegungsgrund sey, sich nach Gefallen auszudehnen; daher, dieser Logik zu Folge, das Eigenthumsrecht der Eingebornen, das doch überall als heilig und unverletzlich angesehen werden sollte, verloren ging. Diese neue Colonie bemeisterte sich eigenmächtig und nach und nach eines größern Stück Landes, als sie wirklich nöthig hatte, und ein jeder, der sich von der dortigen Regierung begünstigt wußte, nahm, was ihm am gelegensten war.

Die Hottentotten, die durch dieses Verfahren unterdrückt und von allen Seiten eingeschlossen waren, trennten sich nunmehro, und ergriffen zwei besondere, völlig verschiedene Arten zu leben. Diejenigen, denen die Erhaltung ihrer Heerden am

Herzen lag, zogen in die Gebirge gegen Norden oder Nordost; doch war dies die geringste Anzahl. Die andern, die durch einige Gläser Branntewein und etwas Tabak verwöhnt und verdorben, dabei arm und von allem entblößt waren, wagten es nicht, ihren väterlichen Boden zu verlassen; sie fingen nach und nach an, ihren ehemaligen Sitten und Gebräuchen zu entsagen, so wie der sanften, ruhigen Lebensart ihrer Voraltern, deren sie sich kaum noch erinnern. Für eine Kleinigkeit verkauften sie den neuen Colonisten ihre Dienste, die ehemals selbst Sklaven, nunmehro auf einmal Herren und unternehmende stolze Eigenthümer geworden waren; die noch jetzt nicht zahlreich genug sind, um ihre unermeßlichen Güter selbst zu bebauen, sondern alle beschwerliche und häufige Landarbeit den unglücklichen Hottentotten aufbürden, die von Tage zu Tage mehr ausarten und Menschen unähnlicher werden.

Einige kleine elende Horden haben sich zwar an verschiedenen Stellen der Colonie niedergelassen, wo sie, so gut sie können, sich zu ernähren suchen; allein ihr Oberhaupt dürfen sie nicht selber wählen.

Da sie in dem Bezirk der holländischen Regierung leben, so hat auch diese nur allein das Vorrecht, ein solches Oberhaupt zu ernennen. Derjenige Hottentott, den die Regierung erwählt hat, begiebt sich nach der Capstadt, allwo er, zum Zeichen seiner Würde, einen großen Stock erhält, der den Stöcken unsrer Läufer gleicht, doch mit dem Unterschied, daß der Knopf nur von Kupfer ist. Um den Hals erhält eben dieser Hottentott eine Art von Ringkragen, worauf mit großen Buchstaben das Wort Kapitain eingegraben ist. Von dieser Zeit an erhält die neue Horde, welche ihren ursprünglichen Namen längst verloren hat, den Namen, den man dem neuen Kapitain gegeben hat. Dieser Kapitain wird, wie man leicht sieht, eine neue Kreatur des Gouverneurs, eine Art Kundschafter und dessen Sklave, für die Seinigen aber ein neuer Tirann.

Der Gouverneur kennt niemals den Hottentotten, dem er die Würde eines Kapitains ertheilt. Gewöhnlich ist derjenige Colonist, dessen Hof oder Besitzung in der Nachbarschaft der Horde gelegen ist, die Mittelsperson, der alsdann eine seiner Krea-

turen in Vorschlag bringt. Der Colonist rechnet ganz natürlich auf die Erkenntlichkeit seines Protegirten, in Hoffnung, dadurch dessen sämmtliche untergeordnete Vasallen nach seinem Gutbefinden zu nutzen. Auf diese Weise zwingt man, wider alle Gerechtigkeit und Nachsicht, eine ohnmächtige schwache Horde, einen Befehlshaber anzunehmen, der zum Befehlen oft selbst nicht die geringste Fähigkeit hat. Der Vortheil eines Einzigen wird oft dem Vortheil einer ganzen Gesellschaft aufgeopfert, im Kleinen so wie im Großen. Die Revolution einer großen Republik und die Wahl eines Dorfschulzen gleichen sich öfters, sowohl in Absicht der erstern Entstehung, als der Folgen.

Dies ist ohngefähr die jetzige Verfassung der sogenannten Hottentotten des Caps, oder, wie man sie auch nennt, der Colonie-Hottentotten. Man muß sich wohl hüten, diese mit den wilden Hottentotten nicht zu verwechseln. Letztere sind der holländischen Regierung keineswegs unterworfen, sondern haben in den Wüsten, die sie bewohnen, ihre ursprünglichen Sitten in ihrer ganzen Reinigkeit beibehalten.

Um meine Leser von dem Unterschiede, der zwischen diesen beiden Arten von Hottentotten herrscht, zu belehren, wird folgende durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit hinlänglich seyn. Ueberall, wo die sogenannten Wilden von den Weißen völlig abgesondert und entfernt leben, sind ihre Sitten mild; dahingegen verändern und verderben sich selbige, je nachdem sie sich den Weißen mehr oder weniger nähern; nur selten bemerkt man einen Hottentotten, der durch den längern Umgang mit den Weißen nicht ein völliger Unmensch geworden. Diese Bemerkung, so niederschlagend sie auch an und vor sich ist, wird doch durch die tägliche Erfahrung bestätigt, und leidet fast nicht die geringste Ausnahme. Als ich nördlich vom Cap unter den Wendezirkeln mich befand, wo ich sehr entfernte Nationen besuchte, ward ich zum öftern von ganzen Horden umringt, die durch Zeichen ihre Verwunderung hinlänglich an den Tag legten. Ihre Neugierde war nicht geringer, und gewissermaßen kindisch; sie naheten sich mir voller Zutrauen und betasteten meinen Bart, meine Haare und mein Gesicht. „Bei diesen,“ — sagte ich zu mir selbst —

„hast du nichts zu befürchten; dies ist das erstemal, daß sie einen weißen Menschen sehen.“ —

Die Hütten der freien oder Gonasquas-Hottentotten, die in Absicht der äußern Gestalt den Hütten der Colonie-Hottentotten gleich sind, haben im Durchmesser etwa neun Fuß. Sie sind mit Ochsen- oder Schafsfellen bedeckt, aber noch gewöhnlicher bedient man sich zu deren Bedeckung der Matten. Eine einzige sehr schmale und niedrige Oeffnung befindet sich an der einen Seite einer solchen Backofen ähnlichen Wohnung, in deren Mitte das Feuer für die ganze Familie unterhalten wird. Der dicke Rauch, der das Innere einer solchen Hütte gemeiniglich ausfüllt, und dem keine andre Oeffnung als die Thüre übrig bleibt, verbunden mit dem Gestank, der diesen Hütten eigen ist, dürfte einen Europäer, der darin zwei Minuten zu bleiben wagen wollte, leicht ersticken, anstatt daß, durch die Gewohnheit abgehärtet, die Gonaquas ohne Unbequemlichkeit sich darin aufhalten. Bei Tage sieht man sie indeß nur selten in diesen Hütten, aber sobald die Nacht einbricht, sucht ein jeder seine Schlafstelle auf, breitet seine Matte auf die

Erde aus, bedeckt sich mit einem Schaffelle, und wickelt sich darein als in das sanfteste Federbette ein. Bei kalten Nächten bedienen sich die Gonaquas eines ähnlichen Felles, als dasjenige ist, worauf sie liegen. Zu dem Ende haben sie immer mehrere dergleichen in Bereitschaft. Bei Tages Anbruch werden sogleich alle Betten zusammengerollt und in einer Ecke der Hütte aufgestellt; ist das Wetter heiter, so legt man sie auch wohl an die Luft und Sonne, klopft sie aus, nicht sowohl um sie, wie bei uns, von Wanzen zu reinigen, sondern um andere Arten von Insekten, besonders die Läuse, von welchen diese Hottentotten der großen Hitze wegen gar sehr geplagt werden, daraus zu vertreiben. Die häufige Vermehrung dieses beschwerlichen Ungeziefers können diese Völker bei aller Mühe, die sie sich geben, dennoch nicht verhindern. Bei müssigen Stunden, oder wenn sie durch keine wichtigere Arbeit abgehalten werden, stellen sie diesem Ungeziefer mit vieler Aufmerksamkeit nach. Durch einen Biß mit den Zähnen wissen sie sich diese Gäste einen nach dem andern vom Halse zu schaf-

sen; vermuthlich weil diese Methode für sie die leichteste und schnelleste ist.

Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller es sich hat einfallen lassen, zu behaupten, daß dieses Zerbeißen der Läuse für die Hottentotten zu gewissen Zeiten eine Art von Lebensmittel abgäbe, oder gar zu den Leckerbissen bei ihnen gehörte. Nichts ist übertriebener und lächerlicher als diese Behauptung; ich kann versichern, daß diese Ceremonie von den Hottentotten mit eben dem Widerwillen verrichtet wird, als bei uns die gemeinen Weiber und Mägde, wenn sie die Kinder kämmen.

Die Weiber der Gonaquas zeigen in ihrem Anzuge ein gewisse Art von Koketterie, die ich bei den Colonie-Hottentotten niemals bemerkt habe. Ihre Kleidungsstücke sind, was die äußere Form betrifft, von den Kleidungsstücken der übrigen Hottentotten zwar nicht verschieden, doch fand ich selbige bei den erstern weiter, und die zur Bedeckung der Schamtheile dienende Schürze bis auf die Knie herabreichend. Bei den Gonaquoisen besteht der vorzüglichste Putz in der Art von Stickerei, womit sie ihre Kleidung zu erheben suchen; dadurch zei-

gen sie ihren Reichthum und ihre Pracht vorzüglich an. In der Art, wie sie ihre Schürzen zu schmücken wissen, lassen diese Weiber ihren Geschmack und ihre Kunst vorzüglich blicken; Zeichnung, Abtheilung und Farbenmischung wird dabei besonders in Obacht genommen, und jemehr Glaskorallen sie überhaupt an ihren Kleidungsstücken anbringen können, destomehr werden selbige von ihnen geschätzt. Auch ihre Mützen behängen sie mit dergleichen Glaskorallen; erstere sind, wenn sie dergleichen habhaft werden können, gemeiniglich von Zebrafell, weil selbiges, mit weißen und braunen Streifen abwechselnd, ihrem Ansehn zu statten kömmt, oder, wie sie sich ausdrücken, ihre Reize vermehrt. Die Menge der Glaskorallen, die eine Gonaquoisin besitzt, und womit sie sich den Körper behänget, bestimmt zu gleicher Zeit ihren Putz und ihren Reichthum. Armbänder, Gürtel, Halsband, nichts wird versäumt, wenn eine Gonaquoisin sich herausputzen will. Auch eine Art von Halbstiefeln, die aus einem besondern Gewebe bestehen, machen einen Theil des Putzes dieser Weiber aus. Diejenigen, die nicht reich genug sind, um diesen Theil des Putzes aus-

führen zu können, begnügen sich, die Beine entwe, der mit derselben Schilfart zu schmücken, woraus ihre Matten verfertigt sind, oder sie bedienen sich hierzu schmaler, aus Ochsenhäuten geschnittener Riemen, die durch Klopfen rund gemacht werden. Eben dieser Gebrauch hat wahrscheinlich zu der von mehreren Reisenden wiederholten Fabel Anlaß gegeben, daß nämlich diese Völker sich Arme und Beine mit frischen, aus dem Körper der Thiere genommenen Gedärmen umwickelten, und daß sie diesen Putz, so wie selbiger nach und nach in Fäulniß übergiuge, mit vielem Appetit verzehrten. Diese Erfindung ist eben so ungereimt als lügenhaft, und verdient mit den Büchern, die selbiger zuerst erwähnt, vergessen zu werden. Vielleicht geschahe es einmal, daß ein Hottentott, vom Hunger geplagt und ohne ein anderes Rettungsmittel bei der Hand zu haben, sich gezwungen sahe, seine Riemen und Schuhsohlen zu verzehren. Allein, weil z. B. während der Belagerung einer Stadt die Einwohner sich gezwungen sahen, oft zu den ekelhaftesten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, muß man deswegen als allgemein behaupten,

daß gesittete Menschen sich gewöhnlich des Aases und anderer Dinge zur Nahrung bedienen?

Anfänglich sind die ledernen Ringe und das Schilf, womit sich die Hottentotten die Beine bewickelten, wahrscheinlicherweise nichts weiter als ein Mittel gewesen, sich dadurch gegen das Stechen der Dornen und stachlichen Pflanzen, desgleichen den Biß der Schlangen, woran dieser Theil von Afrika vorzüglich reich ist, zu verwahren; nach und nach ging aber auch hier die nützlichste Erfindung in Mißbrauch über. Anstatt der Riemen und Ringe, die ihren Endzweck vollkommen erfüllten, bedienen sich die Weiber nunmehro der Glaskorallen, die sehr zerbrechlich, und daher von ungleich schlechterm Gebrauch sind. Man sieht hieraus, daß bei diesen Wilden, so wie bei den aufgeklärtesten Nationen, die besten und weisesten Einrichtungen am Ende ausarten und verderben. Der Putz der Hottentotten, so übel verstanden und angewandt er auch zu seyn scheint, zeigt doch sehr deutlich, daß Eitelkeit allen Ländern und Himmelsstrichen eigen ist, und daß die Weiber überall Weiber sind.

Die lange Gewohnheit, worin ich mich befand, mit den Hottentottinnen umzugehn, hat mich doch mit ihren Gebräuchen, sich die Gesichter zu bemalen, nicht aussöhnen können, dieser schien mir jederzeit scheußlich und ekelerregend; auch habe ich nie begreifen können, was für eine Art von Reiz sie sich durch dieses sehr lächerliche und stinkende Putzmittel zu geben glauben.

Die beiden vorzüglichsten Farben, deren sich die Hottentottinnen zu ihrem Putze bedienen, sind die rothe und schwarze. Die erstere besteht aus einer ockerartigen Erde, die sich an mehrern Orten dort findet; sie vermischen und verdünnen selbige mit Fett, wenn sie sich ihrer bedienen wollen. Diese Erde hat die nämliche Farbe als kleingeriebene Dachziegel. Die Schwärze, deren sich die Hottentottinnen bedienen, ist bloß Ruß oder zerstoßene Kohlen. Einige Weiber begnügen sich indessen damit, bloß die erhabensten Stellen des Backens zu bemalen; allein die meisten zeichnen das Gesicht nach gewissen regelmäßigen, sehr symmetrischen Abtheilungen; ein Verfahren, das sehr viel Zeit er-

fordert, und daher die Toilette dieser Damen ungemein verlängert.

Diese beiden Lieblingsfarben der Hottentottinnen werden sehr reichlich mit Boughoupulver vermischt, dessen Geruch einem Europäer wohl nicht sehr angenehm seyn kann; vielleicht sind aber unsre Essenzen und Wohlgerüche der Nase eines Hottentotten eben so unerträglich. Das Boughoupulver der Hottentottinnen hat indessen den Vorzug vor den gewöhnlichen Schminkmitteln unsrer Damen voraus, daß es der Haut auf keine Weise nachtheilig ist, auch die Brust nicht im geringsten angreift; daher die Hottentottin, die weder Bisam, noch Ambra, noch Lenzoe kennet, den Vortheil vor unsern europäischen Damen voraus hat, keine Krämpfe, noch Vapeurs und Migräne zu haben.

Die männlichen Hottentotten bemalen sich das Gesicht niemals: dahingegen sahe ich öfters, daß sie sich einer aus den beiden vorgedachten Farben bestehenden Mischung bedienten, um die obere Lippe bis zu den Nasenlöchern damit zu beschmieren, vermuthlich, um den Wohlgeruch dieses Schminkmittels aus der ersten Hand zu genießen. Die jun-

gen Mädchen verstatten ihren Liebhabern zuweilen als eine Gunstbezeugung, ihnen etwas von diesem Schminkmittel unter die Nase halten zu dürfen. Die Schönen empfangen diese Art von Galanterie mit einer Koketterie, die für das Herz des jungen noch unerfahrnen Hottentotten sehr rührend ist.

Nachdem was ich von den Hottentottinnen und deren Neigung zum Putz gesagt habe, muß man aber nicht glauben, daß sie darüber ihre täglichen oder häuslichen Beschäftigungen versäumen, wozu Natur und Gewohnheit sie auffordert. Ich habe unter den Hottentotten nur von einigen wenigen Festtagen sprechen hören, die noch überdem sehr selten statt haben. Da diese Nation von Europa durch ungeheure Meere, und von den holländischen Colonien ebenfalls durch beträchtliche Sandwüsten, durch Berge und Felsen getrennt ist, so hat die Gemeinschaft mit so verschiedenen Völkern ihre Sitten noch nicht gänzlich verderbet. Sobald die Hottentottin Mutter geworden ist, so spricht die Natur bei ihr aus einem andern Ton. Mehr als in jedem andern Lande befolgen diese Wilden die Pflichten ihres neuen Standes, und

diesen überlassen sie sich alsdann ohne Rückhalt.

Sobald das Kind geboren ist, verläßt es niemals den Rücken seiner Mutter; sie befestiget diese ihre süße Bürde vermittelst einer Art von Schürze, welche das Kind gegen den Körper der Mutter hält; eine zweite Schürze, die, mit einigen Riemen versehen, unter dem Gesäß des Kindes sich befindet, hält das Kind, und verhindert es, nicht herabzurutschen. Beide Schürzen, welche gemeiniglich aus Thierhäuten bestehen, gleichen einigermaßen unsern Jagdtaschen; sie werden zuweilen von den Hottentotten durch Glaskorallen verziert, und dies ist alles, was das Wickelzeug des Kindes ausmacht.

Eine Hottentottin mag daher zur Arbeit oder zum Balle gehn, selbst während dem Tanze legt sie niemals ihr Kind ab. Diese kleinen Geschöpfe, von welchen man weiter nichts als den Kopf siehet, weinen beinahe niemals, auch hört man sie selten anders einen Ton hervorbringen, als wenn sie etwa die Brust begehren; alsdann drehet die Mutter den Säugling zur Seite, ohne daß sie selbigen aus sei-

nem Wickel zu nehmen nöthig habe. Mütter, die bereits ein gewisses Alter erreicht haben, oder die mehrere Kinder geboren, reichen auch wohl ihrem auf dem Buckel hockenden Kinde die Brust unter dem Arme, oder auch über die Schulter, so daß sich das Kind nicht im geringsten aus seiner Lage zu verrücken braucht. Auf diese Art saugt das Kind geduldig fort, und die Mutter bleibt bei ihrer Arbeit oder ihrem Tanze.

Wenn ein Kind alt genug ist, um sich selbst auf den Beinen zu erhalten, oder doch wenigstens Lust dazu bezeigt, alsdann setzt man es vor der Hütte auf die Erde nieder, wo es nach und nach herumkriecht und seine Glieder gebrauchen lernt; hat es einmal versucht, sich derselben zu bedienen, so wird der zweite und dritte Versuch es in den Stand setzen, zu laufen, und dem Vater oder der Mutter zu folgen.

Diese einfache und natürliche Methode ist, meiner Meinung nach, unsern europäischen Gängelbändern bei weitem vorzuziehen. Durch letztere wird die Brust der Kinder offenbar verringert und gedrückt; die Stärke der Beine, die der Schwere des Kör-

pers bei Kindern selten angemessen ist, macht, daß sie sich mit Gewalt gegen das Gängelband drängen, und daher zur Verrenkung oder Verunstaltung ihrer Glieder, und zur Schwächung der Gesundheit, auf ihre ganze Lebenszeit Anlaß geben.

Unter den Wilden habe ich weder in Amerika noch Afrika jemals einen Bucklichten oder Hinkenden angetroffen; um dergleichen zu sehen, muß man also nach Europa reisen.

Was besonders beiträgt, den Kindern der Wilden die Geschwindigkeit und Stärke zu geben, wodurch sie sich auszeichnen, ist das allgemeine Verfahren der Mütter, sie von Jugend auf mit Schaffett einzuschmieren. Selbst die Erwachsenen bedürfen dieser Vorsicht; ihre Haut erhält dadurch die Biegsamkeit, die selbige durch die Heftigkeit der Winde und die Hitze der Sonnenstrahlen gemeiniglich verliert.

Da die Einwohner von Afrika, der Produkte ihres Himmelstrichs wegen, von der Natur weit weniger begünstigt sind, als die Karaiben in Amerika, so können die Hottentotten sich nicht so, wie letztere thun, des Rocou bedienen, dessen Ge-

brauch in einem so heißen Himmelsstriche unentbehrlich geworden. Der Baum, der vorgedachte Frucht oder den Rocou hervorbringt, ist bekannt genug. Die Frucht selbst besteht in einer Art von Schote, welche sich in der Mitte öffnet, und einige sechszig Samenkörner enthält, die in einer fettigen, von Farbe röthlichen Haut eingewickelt sind. Die Indianer, die durchaus nackend gehen, unterlassen nicht, sich alle Morgen vom Fuß bis zum Kopf einzureiben. Durch dieses Einsalben verwahren sie sich gegen die Sonnenhitze und die Mückenstiche; auch wird dadurch bei ihnen die unter den Wendezirkeln so häufige Ausdünstung vermindert.

Wenn bei einer Hottentottin die Geburtsstunde heranrückt, so verrichtet dabei ein altes Weib aus der Horde gemeiniglich die Handreichung. Bei dieser Völkerschaft sind die Geburten beständig sehr glücklich; weder Kaiserschnitt noch Schambeintrennung sind ihnen bekannt, auch entsteht niemals daselbst die streitige Frage, ob das Leben des Kindes mit Gefahr der Mutter zu erhalten oder nicht? Sollte indeß, welches fast ohne Beispiel ist, der Fall sich zutragen, so würde man sich nicht lange

mit spitzfindigen Distinktionen aufhalten, und das Kind würde ohnstreitig zur Erhaltung der Mutter aufgeopfert werden.

Ich habe mich bei den Hottentotten selbst sehr umständlich erkundigt, ob es wahr sey, daß, wenn eine Mutter mit zwei Kindern auf einmal nieder komme, sie eins davon sogleich umbringe? Dieses an sich unnatürliche und unmenschliche Verfahren ist zum Glück sehr selten, und bei den Hottentotten gleichfalls verabscheut. Wenn es ja statt hat, so muß man die Ursache davon in der zärtlichsten Zuneigung der Mutter suchen; denn die Besorgniß, für beide Zwillinge nicht hinlängliche Nahrung zu haben, hat zuweilen eine Mutter vermocht, eins ihrer Kinder aufzuopfern. So viel ich erfuhr, machen sich die Gonaquas dieses Verbrechens nicht schuldig; sie selbst bezeugten mir über meine Frage den größten Unwillen. Mit welchem Rechte man übrigens diesen Völkern aus obgedachtem Verfahren ein so schreckliches Verbrechen machen kann, sehe ich nicht ein; denn wenigstens läßt sich selbiges bei ihnen durch einen einigermaßen zu entschuldigenden Bewegungsgrund verzeihen. Sieht

man doch täglich in unserm erleuchteten Welttheile, der Findelhäuser und anderer wohlthätigen Anstalten ohngeachtet, eine Menge Mütter ihre Kinder auf öffentlicher Gasse aussetzen, und die Frucht ihres Leibes auf diese Weise verlassen.

Die Hottentottinnen sind, so wie unsre europäischen Weiber, den periodischen Ausleerungen unterworfen, und die dabei vorfallenden Nebenumstände sind gerade dieselbigen wie bei uns. Sobald unter den Gonaquas-Hottentotten eine Frau oder ein Mädchen von ihrem Zustand die Vorboten spürt, verläßt sie sogleich die Hütte ihres Mannes oder ihrer Aeltern, und bleibt in einer gewissen Entfernung von dem Wohnplatz der Horde, mit welcher sie alsdann keine weitere Gemeinschaft hat; gemeiniglich errichtet sie für sich eine Hütte, in welcher sie sich so lange verschlossen hält, bis der kritische Zeitpunkt vorüber, und sie, durch Bäder gereinigt, wieder öffentlich erscheinen kann. Da zu solcher Zeit die Kleidung dieser wilden Frauenzimmer ihren Zustand nur sehr unvollkommen verbergen kann, so würde ein solches Weib dem Spott der übrigen ausgesetzt seyn, wenn man äußerlich die geringste Spur

ihrer

ihrer Krankheit entdeckte; dergleichen verspottetes Weib würde alsdann die Zuneigung ihres Mannes oder Liebhabers sogleich verlieren. Man sieht also, daß diese natürliche Schamhaftigkeit in dem Bewußtseyn ihrer Unvollkommenheit, und der Furcht zu mißfallen, lediglich gegründet sey; in dieser Hinsicht muß man sich also die Entleerung einer solchen Frau, die ein paar Tage Statt hat, erklären.

Die jungen Mädchen haben nie mit den Männern Umgang, bevor sie nicht zum Kinderzeugen tüchtig sind; dieser Zeitpunkt fällt dort zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Jahre. In dem Falle also, wenn ein Mädchen einen ihr anständigen Mann findet, so erhält sie ohne Anstand von ihren Aeltern die Erlaubniß, bei ihm zu schlafen.

In einem Lande, wo alle Menschen bei der Geburt sich gleich sind, wenn sie nur Menschen sind, in einem solchen Lande sind natürlicher Weise auch alle Stände einander gleich, oder besser zu sagen, es giebt daselbst keinen Unterschied der Stände. Pracht und Eitelkeit, wodurch die Glücksgüter gleichsam verschlungen werden, und so unendlich vielen Veränderungen ausgesetzt sind, diese sind

für die Hottentotten als nicht vorhanden anzusehn. Da die Bedürfnisse dieser Menschenklassen höchst einfach sind, und die Mittel, sich dieselben anzuschaffen, ebenfalls nicht ausschließend sind, so geschieht es, daß ein jeder unter ihnen gleiches Recht und gleichen Antheil hat. Alle die Veranstaltungen, die der Hochmuth zur Aufrechthaltung der Familien erdachte, die Anhäufung von zehn Erbschaften in ein und eben den Geldkasten, verursachen bei den Hottentotten weder Intriguen noch Unordnungen, oder andre lasterhafte Vergehungen. Die Aeltern finden dort niemals eine gegründete Ursache, sich den Wünschen ihrer Kinder Vorzugs wegen zu widersetzen, oder sie zu dieser oder jener Neigung zu überreden. Verheirathungen werden daher allein durch die gegenseitige Zuneigung bestimmt, und in Absicht der Folgen stets glücklich. Da sie bloß durch die Liebe vereinigt werden, so kann auch nur die auffallendste Gleichgültigkeit dieselben zerreißen. Diese Verbindungen sind aber bei diesem Hirtenvolke ungleich dauerhafter, als man anfänglich glauben sollte, und die Liebe, die sie zu ihren Kindern he-

gen, macht, daß sie sich alsdann von Tage zu Tage unentbehrlicher werden.

Die Formalitäten, die bei den Verheirathungen der Hottentotten im Gebrauch sind, schränken sich auf das sehr einfache und deutliche Versprechen ein, so lange mit einander zu leben, als man sich einander ansteht. Wenn dergleichen Versprechen vor sich gegangen, so sind zwei junge Leute auch bald Mann und Weib *). Man schlachtet einige Schafe,

*) Die den Hottentotten angedichteten ekelhaften Heirathsceremonien, von welchen der bekannte Reisebeschreiber Kolbe so viel Lügenhaftes erzählt, sind dieser Nation völlig unbekannt. Man dichtet ihnen Priester an, die sie doch nicht kennen; sie sollen durch die Besprengung mit Urin die neuen Eheleute einsegnen. Noch mehr, man giebt ihnen Schuld, daß sie Aerme und Beine mit frischen aus den Körpern der Thiere genommenen Gedärmen umwickelten, und daß sie diesen Putz, so wie er nach und nach in Fäulniß überginge, mit vielem Appetit verzehrten. Daß sie der aus Ochsenhäuten geschnittenen Riemen sich bedienen, habe ich beschrieben, so wie es von Vaillant untersucht worden ist. Zu wünschen wäre

zuweilen auch Ochsen. Die Aeltern geben den jungen Eheleuten gewöhnlich einige Stücken Vieh, die sich bald nachher eine eigene Hütte erbauen, die sie sogleich beziehen, und darin so lange verbunden leben, bis ihre Wirthschaft etwa durch irgend eine Zwistigkeit gestört wird, die nur durch die Trennung beigelegt werden kann. Dergleichen Trennung ist sehr bald geschehen; man verläßt einander ohne weitere Umstände, und jeder Theil sucht sein Glück anderwärts zu machen, ist vollkommen frei, und darf sich wiederum verheirathen.

Der Ordnung gemäß müssen die Güter der sich trennenden Eheleute freundschaftlich unter einander getheilt werden. Allein wenn es sich zuträgt, daß der Mann als Herr sich alles anmaßet, so findet die Frau gar leicht Schutz und Vertheidigung; nicht selten mischen sich die Freunde mit hinein, und zuweilen auch die ganze Horde. Alsdann wird der Lärmen allgemein, man wird nicht selten handgemein, und der Stärkere schreibt dem Schwächern Gesetze vor.

es, daß beide Mährchen, nebst den Büchern, welche sie ausbreiten, vergessen werden möchten!

Die Mutter behält gewöhnlich die noch kleinen unerzogenen Kinder bei sich, besonders wenn es Mädchen sind. Die Knaben, besonders die erwachsenen, folgen dem Vater, und sind seiner Parthei zugethan. Indeß sind dergleichen Trennungen bei den Hottentotten sehr selten.

Niemals sahe noch hörte ich, daß bei den Hottentotten ein Streit sich durch einen Mord endigte. Sollte der Fall sich etwa zutragen, und der Verlust des Verstorbenen etwa bedauert werden, alsdann würde die Familie, die gewöhnlich in Absicht der Rache sehr gemäßigt ist, sich mit dem Wiedervergeltungsrechte begnügen; ein dergleichen Verbrechen würde gewiß von der ganzen Horde gerächt werden. Entkäme der Mörder mit dem Leben, so würde man ihn doch gewiß zwingen, landflüchtig zu werden und die Horde zu verlassen.

Der Vielweiberei scheinen die Hottentotten übrigens nicht abgeneigt zu seyn; doch muß man nicht glauben, daß selbige durchaus bei ihnen eingeführt ist. Sie nehmen so viel Weiber als sie wollen, oder als ihr Temperament erfordert; letz-

terem zufolge aber begnügen sie sich gemeiniglich mit einer einzigen Frau.

Niemals aber sieht man unter diesen Gonaquas-Hottentotten ein Weib zu gleicher Zeit mit mehrern Männern leben. Die weise Natur, welche verlangt, daß jeder Vater sein Kind öffentlich für das seinige erkenne, hat dieser Nation eine unwiderstehliche Abneigung gegen diese Art von Prostitution eingeprägt. Diese Abneigung ist so groß, daß ein Mann, der von der Untreue seiner Frau nur den geringsten Verdacht schöpfen sollte, selbige dreist tödten könnte, ohne etwas von den übrigen Hottentotten befürchten zu dürfen.

Daß indeß diese Behauptung einige Ausnahme verdient, ist aus der Handlungsart der ersten freien Hottentotten, denen ich begegnete, zu beweisen. Die Weiber derselben betrugen sich sehr frei und frech, diese wohnten aber in der Nachbarschaft der holländischen Pflanzörter; also ist das Beispiel ihrer Nachbarn als eine der Hauptursachen dieser verdorbenen Sitten zu betrachten. So glaube ich ebenfalls, daß das Ehebündniß bei diesen Halbwilden wohl schwerlich gegen die Schmeicheleien oder Verführungen

eines Europäers Stich halten dürfte. Eine Hottentottin, die sich durch die genauere Bekanntschaft mit einem Europäer gewissermaßen beehrt findet, sieht von der Zeit ihren Mann mit Verachtung und Hochmuth an, und gemeiniglich verlassen sie einander. Der Mann, seiner Seits, tröstet sich sehr bald, und wird noch leichter durch kleine Geschenke besänftigt. Aber noch öfter sind alle diese kleinen Umstände nicht nöthig; denn wie ich schon bemerkt habe, so scheinen diese Arten von Hottentotten ihre urspünglichen Sitten völlig verloren zu haben; sie werden daher wohl nicht leicht von der Eifersucht und deren heftigen Folgen geplagt.

Die Männer unter den Gonaquas-Hottentotten sind dem Putze weit weniger ergeben, als die Weiber. Im Winter tragen sie ihren Kroos mit der Haarseite nach inwendig gekehrt, und bei der Hitze kehren sie selbigen um. So unbedeutend dieser Umstand auch an sich ist, so verdient doch bemerkt zu werden, daß für den Sommer sie eine Art von Kroos haben, die ganz ohne Haare sind, deren Zubereitung ihnen sehr viel Mühe und Arbeit kostet. Die Gonaquas-Hottentotten sind durchge-

hends von etwas höherer und ansehnlicherer Natur als die Colonie-Hottentotten, und ihr Kroos besteht gemeiniglich aus Kälberfellen; allein eine einzige Haut ist selten dazu hinlänglich, weil dieses Kleidungsstück bei ihnen ohngleich weiter, und daher auf ieder Seite ein Nebenstück erhält, welches mit aus Därmen verfertigten Fäden zusammengenäht wird. Die Art, wie diese Wilden ihre Nähterei verfertigen, kommt mit der Art unserer Schusterarbeiten völlig überein. Um ein Loch zu machen, bedienen sie sich eines eisernen Pfriemens, wenn sie dergleichen habhaft werden können. In Ermangelung des eisernen machen sie ihre Pfriemen aus Knochen, wozu sie vorzugsweise den Beinknochen des Straußes als den härtesten und hierzu am geschicktesten anwenden, und daher selbigen vorzüglich schätzen. Um die zur Kleidung bestimmten Häute von Haaren zu säubern, sind bei den Gonaquas zweierlei Verfahren üblich. Bei frisch abgezogenen Häuten begnügt man sich, selbige zusammen zu rollen, das Haar nach inwendig gekehrt, und einige Tage liegen zu lassen, weil diese Zeit hinlänglich ist, um eine Gährung hervorzubringen,

wodurch das Haar um desto leichter losgeht, das man alsdann auch ungesäumt ausrupft. Durch anhaltendes und langes Reiben erhält dergleichen Haut zugleich eine Art von Zurichtung; alsdann wird selbige der Länge nach ausgebreitet, und einen Tag über mit den kleingestoßenen Blättern eines dortigen Feigenbaums bedeckt, worauf alle Fasern und noch übrigen Fleischtheile, die man nur bemerkt, losgemacht werden. Endlich so erhält dergleichen Kroos, durch ein langes und anhaltendes Reiben mit Schaffett, eine Weiche und Biegsamkeit, die ihn einem gewebten Zeuge gleich macht. Man sieht aus vorbeschriebenem Verfahren, daß die Methode der Hottentotten von der bei unsern europäischen Lederbereitern üblichen nur wenig verschieden ist. Jedoch bei aller Mühe, mit welcher diese Wilden ihr Pelz- und Fellwerk zurichten, erlangt selbiges doch bei weitem nicht die Vollkommenheit, als die Häute, die unsre Handschuhmacher zurichten.

Wenn ein Hottentott, in Ermangelung einer andern, aus einer trocknen noch nicht gebrauchten Haut, die noch aber Haar hat, einen Sommerkroos bereiten will, so ist dies Verfahren ziemlich um-

ständlich und langweilig. Er verfertigt zuerst aus einem Schafsknochen eine Art von Meißel, den er, um sich dessen mit desto größerm Nutzen zu bedienen, so scharf als möglich zu machen sucht. Dergleichen Meißel, welcher, um das Haar abzustoßen, dient, muß aber mit vieler Vorsicht angewandt werden; denn, so leicht es scheint, bloß das Haar herunter zu bringen, so muß doch zu gleicher Zeit auch die Haarwurzel mit herausgebracht werden, ohne das Gewebe der Haut selbst dadurch zu zerstören; bloß das Oberhäutchen wird dadurch mit abgenommen. Im Ganzen ist dieses Verfahren äußerst langweilig und zeitzerstörend.

Die männlichen Gonaquas haben außer dem Kroos und Jackel weiter kein Kleidungsstück an sich; sie gehen beständig mit bloßem Kopfe, außer wenn es regnet oder sehr bang ist, alsdann tragen sie eine lederne Mütze. Ihre Haare behängen sie gewöhnlich mit Glasperlen, oder bringen auch einige Federn darin an. Bei einigen sahe ich sogar statt dieses Zierraths bloß kleine ausgeschnittene Stückchen Leder; bei andern diente die Blase irgend eines kleinen erlegten vierfüßigen Thieres, die sie

aufgeblasen vor der Stirn, nach Art eines Federbusches befestigen, zu eben der Absicht.

Alle diese Hottentotten bedienen sich ohne Unterschied lederner Sohlen, die sie mit Riemen befestigen. Die Beine und Arme verzieren sie ebenfalls, so wie ihre Weiber, mit Armbändern und Ringen von Elfenbein, an dessen Weiße sie ein vorzügliches Gefallen finden; doch ziehen sie allen übrigen Zierrathen Armbänder aus dickem Messingdraht vor. Durch das beständige Reiben und Putzen erlangen dieselben einen vorzüglichen Glanz, den sie auch beständig zu erhalten suchen.

Der Jagd sind die Gonaquas vorzüglich ergeben, auch zeigen sie eine vorzügliche Geschicklichkeit darin. Außer den Fällen, womit sie großes Wildpret zu fangen wissen, schießen sie selbiges auch mit vergifteten Pfeilen, oder erlegen es mit ihren Hassagayen. Dies sind die beiden einzigen Waffen, deren sie sich bedienen. Ein durch einen vergifteten Pfeil verwundetes Thier empfindet die Wirkung des Giftes bald nachher, weil das Blut dadurch zum Gerinnen gebracht wird. Mehr als einmal hat es sich zugetragen, daß ein auf diese Weise ver-

wundeter Elephant dreißig bis vierzig Schritte von dem Orte, wo er verwundet wurde, niederfiel. Das Fleisch der Thiere, die durch vergiftete Pfeile gefallen, wird übrigens ohne Schaden und Furcht von den Gonaquas genossen; bloß die zunächst der Wunde befindlichen fleischigen Theile schneiden sie als schädlich aus. Ich selbst habe von dem Fleische solcher Thiere gegessen, ohne die geringsten Unbequemlichkeiten zu empfinden; doch würde ich es nicht gewagt haben, das Fleisch solcher Thiere zu genießen, bei welchem das Gift längere Zeit im Körper geblieben.

Die Pfeile der Gonaquas scheinen beim ersten Anblick nicht so gefährlich zu seyn, als man nachher gewahr wird. Sie sind weder so lang, als die Pfeile der Karaiben, noch tragen sie so weit; aber selbst ihre geringe Größe macht sie gefährlicher, weil man sie weder sehen noch mit den Augen folgen kann, sobald sie abgeschossen sind, daher man selbigen auch nicht ausweichen kann. Die geringste Wunde, die diese Pfeile machen, ist tödtlich, sobald das Gift unmittelbar dem Blute beigemischt, oder durch Zerreißung des Fleisches in den Körper ge-

bracht wird. Das schnellste und sicherste Heilmittel ist zwar die Amputation des verwundeten Gliedes; ist aber die Wunde an irgend einem Theile des Körpers, wo diese Operation nicht statt haben kann, so stirbt der Mensch oder das verwundete Thier zuverlässig.

Diese Pfeile sind aus Rohr gemacht, und übrigens sehr künstlich gearbeitet. Ihre Länge ist zwischen achtzehn bis vier und zwanzig Zoll; da hingegen die Pfeile der Karaiben eine Länge von sechs Fuß haben. Ein kleiner abgerundeter, drei bis vier Zoll langer Knochen, der etwas schwächer als der Durchmesser des Rohrs ist, wird in das eine Ende desselben gesteckt, jedoch ohne befestiget zu seyn; daher, wenn der Pfeil in irgend einen Körper eingedrungen, so kann man zwar das Rohr herausziehen, allein der kleine, an der Spitze befindliche Knochen folgt deswegen nicht; dieser bleibt in der Wunde, weil er durch einen kleinen, an der Seite angebrachten eisernen Widerhaken festgehalten wird. Wollte man Gewalt anwenden, um selbigen herauszuziehn, so würde man in den innern Theilen natürlicherweise beträchtliche Zerreißungen verursachen,

und dadurch alle nur mögliche Kunstmittel vereiteln. Der kleine Knochen ist derjenige Theil des Pfeiles, der mit dem eigentlichen Gift überzogen ist. Dies Gift ist fest und hart wie ein Kitt. An der äußern Spitze dieses Knochens bringen die Hottentotten gewöhnlich noch ein kleines dreischneidiges Eisen an, das diese Waffen daher um desto gefährlicher macht.

Fast jede wilde Völkerschaft hat zur Bereitung ihrer Gifte eine eigene Methode, die sich gemeiniglich nach den verschiedenen Arten der milchartigen Pflanzen, die ihnen zur Hand sind, richtet. Der ausgepreßte Saft dieser gefährlichen Gewächse giebt den vorzüglichsten Stoff dazu her. Auch einige Schlangenarten sollen dergleichen liefern, und diese Art von Gift, die sich durch eine schnellere Wirkung auszeichnet, wird besonders von den Wilden geschätzt, und sie bedienen sich desselben gemeiniglich bei feindlichen Angriffen und Kriegen. Ueber die Zubereitung des Schlangengifts habe ich niemals einige Auskunft erhalten können; dies scheint ein Geheimniß zu seyn, das sie mit vieler Hartnäckigkeit verschweigen. So viel ist gewiß, daß die Wirkung die-

ses Gifts außerordentlich schnell ist, wie ich mich selbst davon überzeugt habe; jedoch bin ich ziemlich gewiß, daß selbiges mit dem Alter seine Wirksamkeit verliert.

Die Bogen, deren die Hottentotten sich bedienen, sind der Größe der Pfeile angemessen. Sie haben gewöhnlich eine Länge von zwei und ein halb, höchstens drei Fuß; die daran befindliche Sehne ist von Gedärmen gemacht.

Die Hassagaye ist in der Hand des Hottentotten gewöhnlich ein sehr unbedeutendes Gewehr; sie ist überdem nicht sehr gefährlich, weil wegen ihrer Länge man selbiger gar leicht ausweichen kann, und in einer weitern Entfernung als vierzig Schritte ist derjenige, der sie wirft, fast niemals seines Wurfs gewiß, obgleich sie noch ungleich weiter trägt. Im Gedränge allein kann selbige von einigem Nutzen seyn. Was ihre Gestalt betrifft, so ist die Hassagaye der afrikanischen Wilden gerade so, wie die Lanzen oder Hassagayen der übrigen Welttheile. Allein da in Afrika selbige vorzüglich, um nach dem Feind oder dem Wildpret zu werfen, bestimmt ist, so ist das Holz des Schaftes vorzüglich leicht,

sehr schwach, und wird nach hinten zu allmählich dünner.

Der Gebrauch dieses Gewehrs ist überdem schlecht ausgedacht. Denn derjenige Krieger, der sich ihrer mit der größten Geschicklichkeit zu bedienen weiß, ist gerade am ersten entwaffnet. Sowohl die Gonaquas, als alle übrigen Hottentotten führen nur eine einzige Hassagaye. Die Beschwerlichkeit, die ihnen die Führung dieses Gewehrs verursacht, und die höchst unzulängliche Art, wie sie sich selbiger bedienen, sind ein sicherer Beweis, daß die Hassagaye nicht das Hauptgewehr dieser Völkerschaft ist, vielmehr sind es bei allen Hottentotten Pfeile und Bogen. Unter den Hottentotten fand ich zwar einige, die sich derselben mit mehrerer Geschicklichkeit zu bedienen wußten; allein der größte Theil weiß nicht damit umzugehn. Mit den Kaffern verhält sich dies ganz anders; diese haben keine andern Waffen. Von ihrer Geschicklichkeit, sich derselben zu bedienen, unten ein Mehreres.

Dies sind einige der Vertheidigungsmittel der wilden Völkerschaften in Afrika. Mancher Europäer wird sich vielleicht dawider erheben, und selbige

als

als grausam ausschreien; diesen bitte ich zu bedenken, daß der Europäer, bevor er das Geschütz erfand, wodurch in einem Augenblick so schreckliche Niederlagen angerichtet werden, er ebenfalls keine andre Waffen, als das Eisen hatte, so wie er sich der Werkzeuge, womit er den Feind einem zwiefachen Tod entgegensandte, gleichfalls bediente.

Vom Ackerbau findet sich bei den Hottentotten nicht die geringste Spur; er säet, pflanzet und erntet nicht. Die Hottentotten genießen die Milch ihrer Heerden, so wie die Natur ihnen selbige darbietet. Hätten sie zum Ackerbau nur die geringste Neigung, so würden sie gewiß zuerst mit dem Tabaks- und Weinbau anfangen; denn Rauchen und Trinken ist ihre Lieblingsneigung. Jung und Alt, Weiber und Mädchen überlassen sich derselben mit einer außerordentlichen Begierde.

Sie bereiten zu Zeiten, wenn ihnen die Lust ankömmt, ein berauschendes Getränk, das aus Honig und einer gewissen Wurzel verfertiget wird, welche sie in einer hinlänglichen Menge Wasser gähren lassen; dies ist, wie man sieht, eine Art von Meth. Man muß aber nicht glauben, daß dies ihr

gewöhnliches Getränk sey, denn niemals bereiten sie davon etwas auf den Vorrath; was sie auf einmal machen, verzehren sie auch alsobald, und bloß wenn sie sich recht köstlich traktiren wollen, alsdann verfertigen sie sich dergleichen.

Zum Rauchen bedienen sie sich einer Pflanze, die sie Dagha nennen. Diese Pflanze, die unser europäischer Hanf ist, ist aber dort nicht einheimisch, sondern wird bloß von einigen Colonisten gebaut, die die getrockneten Blätter den Hottentotten sehr theuer verkaufen, und gewöhnlich gegen Rindvieh vertauschen. Von vielen werden diese Hanfblätter dem Tabak vorgezogen; die meisten aber mischen beide untereinander, wenn sie schmauchen wollen.

Die europäischen Tabakspfeifen werden von den Hottentotten nicht sehr geachtet; diesen ziehen sie die bei ihnen verfertigten bei weitem vor, denn die europäischen sind für sie viel zu klein. Die Hottentotten verfertigen ihre Pfeifen aus Bambusrohr, gebranntem Thon, oder einer weichen Steinart, welche sich schneiden und aushöhlen läßt, ohne zu zerbrechen. Sie machen ihre Pfeifenköpfe sehr groß und weit, denn jemehr Tabak sie halten

können, je höher schätzen sie selbige. Ich sahe einige solche Pfeifen, davon bloß das Rohr, wodurch sie den Rauch einzogen, über einen Zoll im Durchmesser hatte.

Unter den Gonaquas-Hottentotten bemerkt man keinen einzigen, der sich ausschließend mit einer eignen Art von Arbeit, die etwa den Grillen anderer angemessen, beschäftigte. Will jemand bequemer und weicher schlafen, als gewöhnlich, so muß er sich die Bereitung seiner Matten und Decken selbst angelegen seyn lassen. Wer Kleider bedarf, muß selbst Schneider werden; und der Jäger, der sich auf seine Waffen verlassen muß, kennt keine bessern, als die er selbst geschmiedet. Der Liebhaber, der die Reitze seines Mädchens gegen Wind und Wetter schützen will, muß Baumeister seiner eigenen Hütte werden.

Ich gestehe gern, daß es nicht schwer seyn würde, bei andern Völkerschaften mehr Kunstfleiß und Indüstrie, als bei den Hottentotten, anzutreffen. Das einzige Hausgeräth, welches ich in dem Lande, von welchem ich gegenwärtig spreche, antraf, war eine Art sehr zerbrechlicher irdener Geschirre, meh-

M 2

rentheils von einerlei Form. Nur selten kochen die Gonaquas ihr Fleisch; geröstet oder gebraten ziehen sie es allem übrigen vor. Bloß zum Fettschmelzen bedienen sie sich der vorgedachten irdenen Geschirre. Das Fett selbst verwahren sie in ausgehöhlten Calebassen oder Kürbissen, Schaffellen oder Thierblasen.

Obgleich die Gonaquas sowohl an Schafen als Ochsen sehr zahlreiche Heerden aufziehn, so schlachten sie doch selten ein Stück Vieh aus ihrer Heerde, es müßte denn dergleichen entweder durch Zufall verunglücken, oder Altershalber unbrauchbar werden. Die vornehmste Nahrung der Gonaquas ist die Milch ihrer Kühe und Schafe, der Ertrag ihrer Jagd, und etwa zu Zeiten ein Hammel aus der Heerde. — Um letztere zu mästen, ist bei ihnen eine Methode im Gebrauch, die, wenn gleich in Europa nicht eingeführt, dieserwegen nicht weniger wirksam ist, und den Vortheil vor dem europäischen Verfahren voraus hat, daß damit gar keine Mühwaltung verknüpft ist. Die Gonaquas begnügen sich nämlich, diejenigen Theile, die wir in Europa ausschneiden, bloß zwischen zwei platten

Steinen zu zerquetschen. Durch den Druck wachsen diese Theile mit der Zeit zu einer ungeheuern Größe an, und verschaffen alsdann einen sehr wohlschmeckenden Bissen, wenn man das Thier zu schlachten entschlossen ist.

Der Gebrauch, die Ochsen zum Kriegsdienst abzurichten, ist in diesem Theile von Afrika nicht eingeführt. Dieser Theil scheint nur dem Lande der Groß-Nomaquas vorzüglich eigen zu seyn. Ich werde in der Folge, bei Beschreibung dieser Völkerschaft, die ich nach der Hand besucht habe, ausführlicher handeln. Die einzigen abgerichteten Ochsen, die ich bei den Hottentotten fand, dienten ihnen bloß zur Fortschaffung ihrer Geräthschaften, wenn sie nämlich ihren Wohnort verändern; alle übrigen werden zum Tauschhandel gebraucht.

Die Ochsen, deren die Hottentotten sich zum Tragen bedienen wollen, müssen in der frühen Jugend dazu abgerichtet werden; später würden sie wahrscheinlicher Weise nie zu zähmen seyn, und völlig ungelehrig werden. Man fängt damit an, dem Thiere in der Jugend den Nasenknorpel zu durchbohren. In diese Oeffnung wird alsdann ein acht-

bis zehnzolliger Stock gesteckt, der etwa eine Dicke von einem Zoll hat. Um den Stock in diesem beweglichen Ringe zu erhalten, wird an jedem Ende ein lederner Riemen befestigt, der, so lange das Thier lebet, daran bleibt, um selbiges anzuhalten und zu bändigen. Wenn alsdann der Ochse seinen ganzen Wachsthum erreicht hat, oder doch beinahe in dem Alter ist, so fängt man an, ihn nach und nach an einen breiten Riemen zu gewöhnen, den man allmählich etwas stärker anzieht, ohne daß das Thier im geringsten dadurch beschwert wird. Nach und nach wird der Riemen so fest angezogen, daß jedes andre Thier sogleich ersticken, oder auf der Stelle umfallen würde. Die jungen Ochsen werden anfänglich bloß mit sehr leichten Sachen, als Häuten, Matten und dergleichen, beladen. Ist ein solcher Ochse nach und nach an eine größre Last gewöhnt, so geschieht es nicht selten, daß man ihm bis dreihundert Pfund und mehr am Gewicht aufbürdet, die er mit der größten Leichtigkeit forträgt.

Die Art, wie man einen Ochsen bepackt, ist höchst einfach. Ein Hottentott stellt sich vor den

Ochsen und hält ihn bei dem Riemen, der an dem durch die Nase gesteckten Stock befestigt ist. Der wüthendste Ochse würde wahrscheinlicher Weise dadurch leicht gehalten werden. Der Rücken des Ochsen wird alsdann mit einigen Häuten bedeckt, damit die Bürde ihn nicht verwunde. Alsdann werden die Geräthschaften, die man weiter schaffen will, dem Ochsen aufgelegt; ein paar handfeste Hottentotten, die zu dem Ende einen starken ledernen Gurt darüber herziehn und mehreremale umwickeln, befestigen selbige dadurch. Der Gurt, der zuweilen eine Länge von zwanzig und mehrern Ellen hat, wird bei jedesmaligem Umwickeln fest angezogen. Zu dem Ende stämmen die beiden Hottentotten entweder die Füße oder die Knie gegen die Seiten des Thiers, so daß man nicht ohne Verwunderung den Bauch des Ochsen zuweilen bis auf die Hälfte seines gewöhnlichen Durchmessers zusammenschrumpfen sieht. Alles leiden die Ochsen ohne weitere Beschwerden ganz geduldig, und man sieht sie gewöhnlich ihre Last mit vieler Leichtigkeit forttragen. Auch zum Reiten bedienen sich die Hottentotten der Ochsen, und selbst in den holländischen Colonien

ist dieser Gebrauch durchgehends eingeführt. Der Gang des Ochsen ist, besonders im Trabe, sehr sanft und bequem, und einige, die ich dort sahe, die vorzüglich zum Reiten abgerichtet waren, gaben in der Geschwindigkeit dem schnellsten Pferde wenig nach.

Das Melken der Kühe und Schafe ist bei den Hottentotten bloß Weibergeschäfte. Da man diese Thiere dort nicht ungestüm behandelt, so sind sie ihrer Seits auch außerordentlich folgsam. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Kühe in Afrika sogleich aufhören, milchend zu seyn, sobald sie ihre Kälber entweder durch den Tod oder durchs Entwöhnen verlieren. Soviel als möglich sucht man also den für den Besitzer nachtheiligen Umstand zu vermeiden, denn dadurch würde die Kuh für den Besitzer völlig unnütz werden, der alsdann die Milch, als den vorzüglichsten Theil seiner Nahrung entbehren müßte. Der Instinkt der Kuh, die Milch so lange an sich zu halten, bis das Kalb gesogen hat, ist nicht weniger merkwürdig; allein bei solchen Gelegenheiten bedienen sich die Hottentotten einer überaus leichten und bei ihnen durchgehends

eingeführten Gewohnheit, die deswegen nicht weniger unrühmlich ist. Während die eine Frau das Euter der Kuh in der Hand hat, bläst eine andre mit aller Gewalt in die Scheide des Thiers, so, daß dadurch deren Bauch zu einer ungewöhnlichen Größe anschwillt; dadurch wird die Kuh gezwungen, die Milch in großer Menge von sich zu lassen, die sie alsdann nicht länger verhalten kann.

Stirbt das Kalb einer Kuh, so verwahren die Hottentotten sorgfältig die Haut desselben, und wissen mit vieler Geschicklichkeit den angebornen Instinkt der Kuh dadurch zu hintergehen, daß sie selbige einem andern Kalbe überziehen. Durch dieses Kunststück wird die Kuh hintergangen, und fährt fort, ihre Milch zu geben; allein länger als einen Monat ist dieses Kunststück nicht anwendbar. Der Verlust eines Kalbes ist immer für den Eigenthümer überaus nachtheilig; denn wenn das Kalb am Leben bleibt, so vertrocknet die Kuh gemeiniglich nicht eher, als sechs Wochen bevor sie ein anderes Kalb zur Welt bringt.

Uebrigens sind die afrikanischen Kühe von ein und eben der Art mit den europäischen, und in

Absicht der verschiedenen Landesstriche gut oder schlecht, größer oder kleiner. Im Ganzen geben sie nur wenig Milch. Eine Kuh, die täglich vier oder fünf Pinten giebt, wird als ein Wunderwerk betrachtet. Es scheint daher, daß die Milch, dieses so vortreffliche Geschenk der Natur, seltener und in geringerer Menge hervorgebracht wird, je näher man den heißen Ländern kommt. Ich erinnere mich, daß in Surinam, in einer geringen Entfernung von der Linie, man eine Kuh für außerordentlich milchreich hielt, die täglich ein bis zwei Chopinen gab. Was meine Muthmaßung einigermaßen bestätiget, ist, daß am Cap, während der Regenzeit, da alsdann die Atmosphäre abgekühlt ist, man von einer Kuh ungleich mehr Milch erhält, als zur Zeit der großen Hitze. Eben diese Zeit ist dort für das Vieh sehr nachtheilig, und gewöhnlich wird es durch vier verschiedene Arten von Seuchen heimgesucht, die oft ganze Heerden aufreiben.

Die vier Krankheiten heißen: 1) Lahm-Seuche; 2) Zungen-Seuche; 3) Klauen-Seuche, und 4) der Aussatz. Durch die periodischen Niederlagen, welche diese Krankheiten anrichten, erhal-

ten sie eine Art von Gleichgewicht zwischen der zu starken Vermehrung und der Sterblichkeit des dortigen Viehstandes, das aber allemal zum Nachtheil der Einwohner von Afrika ausfällt. Wäre dieses nicht, so würden diese Hirtenvölker, bei ihrer sehr sparsamen Lebensart, in kurzer Zeit, durch die erstaunliche Vermehrung des Viehes, einen sehr hohen Grad von Wohlstand erreichen.

Die Schafe, welche die Wilden an der östlichen Seite von Afrika aufziehen, sind von derjenigen Art, die man gewöhnlich Capschafe nennt. Die dicken Schwänze dieser Thiere haben selbige in Ruf gebracht; allein um wie vieles hat man selbige nicht vergrößert! Das Gewicht eines solchen Schwanzes übersteigt selten vier bis fünf Pfund. Während meines Aufenthalts in der Capstadt führte man eins dieser Schafe als ein Wunderwerk, wegen seines außerordentlichen dicken Schwanzes, von Haus zu Haus, und doch wog dieser so sehr bewunderte Schwanz nur neun und ein halb Pfund. Ein solcher Schafschwanz ist weiter nichts als ein Klumpen Fett, das aber, wenn es ausgeschmolzen worden, die Eigenschaft erhält, nicht so wie andere

thierische Fette zu gerinnen; man kann es vielmehr als eine Art dickgewordenen Oehls betrachten, das von den Hottentotten zum Einschmieren der Haut, die sie alsdann mit Bougoupulver bestreuen, sehr geschätzt wird. Auch von den Colonisten wird diese Art von Fett zum Backen und Braten gebraucht. Mit andern Fetten vermischt, erlangt es die Festigkeit der Butter, und wird auch auf eben die Weise gebraucht, besonders in denjenigen Theilen der holländischen Pflanzörter, wo die große Trockenheit des Bodens keine Viehzucht verstattet.

Federvieh wird von den Hottentotten nicht sehr geachtet. Da sie keine Art von Körnern säen, noch irgend eine Sämerei gewinnen, so würde die Erziehung desselben bei ihnen nicht anders als schlecht von statten gehen.

Von Wurzelwerk sind nur wenige Arten bei ihnen im Gebrauch. Gekocht genießen sie dergleichen niemals; sie verspeisen selbiges beständig roh, und meinem Geschmacke zufolge haben sie nicht Unrecht.

Nach einer etwas langen Digression kehre ich wieder zu einer mir bekannten Materie, zu meinen lieben Gonaquas zurück.

Das Alter dieser Wilden durch den bloßen Anblick bestimmen zu wollen, ist sehr schwer. Bei herannahendem Alter bemerkt man freilich einige Runzeln, auch fangen die Spitzen der Haare an, ins Graue zu fallen, aber weiß werden sie nie, selbst gegen das siebzigste Jahr, welches doch unter ihnen ein sehr hohes Alter ist.

Die Gonaquas theilen das Jahr in gewisse Epochen ab, die sie von der Trockniß oder dem Regenwetter hernehmen. Eine ähnliche Art zu rechnen ist beinahe unter allen Völkern, die unter den Wendezirkeln wohnen, eingeführt. Die Unterabtheilungen geschehen nach Monden; nach Tagen zählen sie nur, so lange deren Menge nicht die Zahl ihrer Finger übersteigt. Bei einer größern Zahl bezeichnen sie den Tag oder die Zeit durch irgend einen merkwürdigen Vorfall, wie z. B. ein außerordentliches Gewitter, ein erschoßner Elephant, ein Viehsterben, eine Auswanderung, u. d. m. Die Vorfälle einzelner Tage bezeichnen sie nach dem Laufe der Sonne. So sagen sie z. B., indem sie die Stelle mit dem Finger bezeichnen: die Sonne stand da, als ich abreiste, und dort, als ich wieder

kant. Freilich ist diese Art zu zählen, und die Zeit zu bestimmen, sehr schwankend und ungewiß; doch scheint selbige das Bedürfniß eines Volkes zu befriedigen, das weder verliebte Zusammenkünfte hat, noch Prozesse zu führen, noch Untreue zu begehen; das niemals seine eigene Niederträchtigkeit öffentlich ausposaunt, noch auf eine unanständige kriechende Art seinen Beschützern die Cour macht. Ein so sorgloses, unschuldiges Volk ist freilich wenig bekümmert, ob zwanzig tausend Uhren einigen Sorgen und Kummer, andern aber Glück und Wohlfahrt verkündigen.

Wenn die Hottentotten erkranken, so bedienen sie sich, außer dem Binden oder Einschmieren des kranken Gliedes, auch einiger Medizinalpflanzen, die ihnen die tägliche Uebung kennen gelehrt. Auch giebt es unter ihnen einige, die in dieser Wissenschaft vorzügliche Kenntnisse haben, und daher von den übrigen zu Rathe gezogen werden. Verrenkungen und Beinbrüche wissen sie ziemlich gut zu curiren.

Stirbt ein Hottentott, so wird der Leichnam in den schlechtesten Kroos des Verstorbenen ein-

gewickelt; und gewöhnlich wird der Körper so zusammengelegt, daß derselbe dadurch gänzlich bedeckt wird. Die Verwandten tragen alsdann den todten Körper in eine gewisse Entfernung von der Horde, wo sie selbigen in eine dazu ausgegrabene, nicht sehr tiefe Grube niederlegen. Der Körper wird alsdann mit Erde bedeckt, zu Zeiten auch mit Steinen, wenn in der Gegend sich dergleichen finden.

Wird der Verstorbene sehr bedauert, so ist die ganze Familie gemeiniglich in tiefe Trauer und Betrübniß versetzt; sie bringt die Nächte mit kläglichem Heulen zu, das zu Zeiten durch heftige Verwünschungen über den Tod unterbrochen wird. Die hinzukommenden Freunde stimmen auch wohl in diese Trauermusik mit ein, die man in einer gewissen Entfernung eben so gut für ein Freudengeschrei und Jubelgesang, als für ein Klaglied halten sollte. Uebrigens sind die Ausdrücke des Schmerzes bei den Leidtragenden ganz unverkennbar, und wer unter ihnen eine Zeitlang zugebracht hat, kann sich sehr deutlich davon überzeugen. Ich sah mehrere, die die bittersten Thränen in Menge vergossen. —

Die Gonaquas sind die einzigen von allen Nationen, die man im eigentlichen Verstande frei nennen kann; aber vielleicht werden sie sich auch nächstens gezwungen sehen, entweder ihren Wohnsitz weiter zu verlegen, oder von der holländischen Regierung Gesetze anzunehmen. Da die an der östlichen Seite von Afrika belegenen Ländereien sehr gut sind, und die Colonisten auf dieser Seite sich täglich weiter ausbreiten, so dürfte ihre Habsucht vermuthlich auch hier die Oberhand behalten. Wehe alsdann dieser glücklichen und friedfertigen Völkerschaft, deren Andenken durch Niederlagen und Grausamkeiten ohne Zahl gar bald verlöschen wird. In kurzem dürfte also der Name der freien Hottentotten und die Beschreibung ihrer Sitten für Fabel gehalten werden, wenn nicht irgend ein neugieriger Reisender, um die Ueberbleibsel dieser Völkerschaft näher zu kennen, sich in das Land der großen Nomaquas wagen sollte, in ein Land, wo die durch die Zeit abgehärteten Felsen und die unfruchtbaren kahlen Berge auch nicht die mindeste Spur von Gewächsen darbieten, die etwa die Habsucht der reisenden Weißen reizen könnten.

Wegen

Wegen der Kühlung der Nacht ziehen diese Völkerschaften bei ihren Lustbarkeiten die Nacht dem Tage vor, weil auch diese vorzüglich zum Tanze und zum Vergnügen einladet. Wenn die Hottentotten zu tanzen anfangen, so fassen sie sich sämmtlich bei der Hand, wobei sie nach der Menge der Tänzer einen größern oder kleinern Zirkel bilden. Tänzer und Tänzerinnen sind beständig paarweise und symmetrisch vertheilet, und der ganze Kreis drehet und verändert sich nach verschiedenen Richtungen. Von Zeit zu Zeit lassen sie einander los, wobei sie zugleich den Takt schlagen. Auch mit den Händen klatschen sie zuweilen, ohne jedoch aus dem Takt zu kommen. Ihre Instrumentalmusik begleiten sie zu gleicher Zeit mit der Stimme, wobei sie die Worte: Hoo! Hoo! ohne aufzuhören, widerholen; das ist der allgemeine Schlußreim ihres Gesanges. Bei gewissen Tänzen verläßt einer der Tänzer den Kreis, und stellt sich in den Mittelpunkt desselben. Hier macht er eine Art von englischen Pas, dessen Schönheit und Zierlichkeit bloß in der Geschwindigkeit und Präcision des Tänzers bestehet, und wobei derselbe den Fuß, worauf er steht, nicht

von der Stelle bewegt. Alsdann lassen alle Tänzer die Hände los, und folgen einander nachlässig, wobei sie ein trauriges, niedergeschlagenes Ansehn annehmen, den Kopf bis auf die Schultern hängend, und die Augen fest gegen die Erde gerichtet. Diese anscheinende Traurigkeit wird bald nachher durch die ausgelassenste Freude, worein die ganze Tanzgesellschaft übergeht, ersetzt; und diese Art von Contrast, wenn er wohl ausgeführt wird, ist für die Hottentotten außerordentlich vergnügend. Im Ganzen kann man die Tänze der Hottentotten als eine überaus lächerliche und belustigende Pantomine betrachten. Beim Tanze selbst lassen alle Tänzer ein dumpfiges, eintöniges Gesumse hören, das nur alsdann unterbrochen wird, wenn die Tänzer sich mit den Zuschauern vereinigen, um zusammen das Hoo! Hoo! anzustimmen, welches als die Seele ihres Gesanges angesehen werden kann. Die mehresten Tänze endigen sich durch ein allgemeines Ballet, wobei nämlich der Kreis unterbrochen, und die ganze Gesellschaft ohne Ordnung mit einander tanzt, so wie es ein jeder versteht, und wobei ein jeder seine Geschicklichkeit und Künste zu zeigen bemüht

ist. Die geschicktesten Tänzer machen alsdann ihre Luftsprünge und Capriolen, die ihnen von den Zuschauern eben so lauten Beifall erwerben, als unsren berühmtesten Tänzern in den Opern.

Die vorzüglichsten Instrumente der Hottentotten sind die Goura, Jumjum, Rabuquin und der Rommelpott.

Die Goura hat die Gestalt und Größe eines Bogens. An dem einen Ende desselben wird eine Saite befestiget, und an dem andern wird eben diese Saite durch einen Knoten in einem gespaltenen und breitgedruckten Federkiel erhalten. Wenn der Federkiel auseinander gesperrt wird, so stellt selbiger einen ungraden verlängerten Triangel vor, der etwa zwei Zoll lang ist. An der Basis dieses Triangels befindet sich das Loch, welches die Saite aufhält, deren Spitze nach einwärts gekehrt mit einem sehr dünnen ledernen Riemen am andern Ende des Bogens befestiget wird. Nach dem Verlangen des Spielers kann diese Saite mehr oder weniger angezogen werden. Wenn mehrere zusammen spielen, so sind ihre Gouras niemals auf einen Ton gestimmt. Merkwürdig ist, daß eben dieses

N 2

Instrument, das kein Blaseinstrument zu seyn scheint, doch ein solches ist. Der Theil des Bogens, woran der Federkiel befindlich, steht gerade gegen den Mund, und diesen drückt der Spieler gegen den Federkiel, aus welchem er, entweder beim Ein- oder Aushauchen, ziemlich melodische Töne zieht. Bei alledem können doch die geschicktesten Spieler unter dieser Völkerschaft kein einziges zusammenhängendes Stückchen hervorbringen; alle ihre Töne sind bloß heulend und unrein.

Wird die Goura von einer Frau gespielt, so verändert sie den Namen und heißt alsdann Jumjum, bloß weil die Art, wie selbige das Instrument hält, verschieden ist.

Rabuquin, ebenfalls ein musikalisches Instrument der Hottentotten. Es bestehet aus einem viereckigen Brete, auf welchem drei Darmsaiten, die sich spannen lassen, angebracht sind. Das Spannen der Saiten geschieht vermittelst kleiner Wirbel, so daß das ganze Instrument ein gewisses europäisches Ansehen hat, und einer mit drei Saiten bezogenen Guitarre gewissermaßen gleicht.

Der Rommelpott ist das lärmendste unter den musikalischen Instrumenten dieser Wilden. Es besteht aus einem zwei bis drei Fuß langen ausgehöhlten Baumstamm, der auch zuweilen noch etwas länger ist. An der einen Seite wird dieses Instrument mit einer wohlgegerbten Schafshaut überzogen, worauf man mit Fäusten, zuweilen auch mit einem Stöckchen schlägt. Dieses Instrument, das man in einer sehr beträchtlichen Entfernung höret, ist gewiß kein Meisterstück der Erfindung; aber hier geschieht, was man in mehrern Ländern beobachtet, daß man nämlich durch Geräusch ersetzt, was man vom Geschmack nicht erhalten kann.

Ganz der Natur überlassen, und gewissermaßen unter ihrer besondern Aufsicht, bedürfen die Hottentotten keiner rauschenden, harmonischen Orchester, um sich dadurch zur Freude und Fröhlichkeit zu ermuntern; ihnen sind die eingeschränktesten, eintönigsten Melodien dazu hinreichend, und im Fall der Noth würden sie wahrscheinlich selbige eben so leicht entbehren, und deswegen nicht minder ruhig und glücklich leben.

Wie ich schon bemerkt, wenden die Hottentotten bloß die Nacht zu ihren Vergnügungen an, weil ihre Beschäftigungen bei Tage ihnen dazu keine andre Zeit verstatten; ein jeder von ihnen hat seine eigne Arbeit. Eine der Hauptbeschäftigungen ist die Hütung der so sehr zerstreuten Viehheerden, damit sich selbige nicht verlaufen, oder den wilden Thieren, die ihnen beständig auflauern, zum Raube werden; außerdem muß auch das Vieh gewartet und täglich zweimal gemolken werden. Die Verfertigung der Matten und Zusammentragung des trocknen Holzes, um die Abendfeuer zu unterhalten, die Herbeischaffung der Lebensmittel, das Wurzelsuchen, ein Geschäft, welches vorzüglich den Weibern obliegt, kostet gleichfalls Zeit. Die Männer ihrer Seits gehen vorzüglich der Jagd nach, untersuchen die verschiedenen Schlingen und Fallen, die sie den größern Thieren stellen, verfertigen Pfeile und Bogen u. dgl. m., die, wie alle ihre Instrumente, sehr grob und ungeschickt ausfallen, demohngeachtet ihnen aber viele Zeit und Mühe kosten, weil sie bei der Bearbeitung derselben eine Menge sehr nöthiger Werkzeuge, die deren Verfertigung

abkürzen würden, geradezu entbehren; daher ihre Geschicklichkeit überhaupt weniger als ihre Geduld zu bewundern ist.

Vielleicht dürfte mancher Physionomist oder Verehrer der Schöngeisterei, zur Erlustigung seiner Freunde, dem Hottentotten, in der Kette der erschaffnen Wesen, seine Stelle zwischen dem Menschen und dem Orang-Outang anweisen. Ich für mein Theil würde wider diese Classifikation vieles einzuwenden haben; denn die Eigenschaften, die ich durch Erfahrung bei diesen Wilden entdeckt habe, können selbige unmöglich so weit herabsetzen. Mir schien die Bildung des Hottentotten immer ziemlich schön, weil ich dessen Gemüth immer gutartig kennen lernte. Indeß muß ich bekennen, daß die Gesichtszüge desselben einen ganz besondern Charakter zeigen, wodurch er von den übrigen Menschen sich deutlich unterscheidet. Die Augenknochen sind z. B. außerordentlich hervorragend, so, daß dessen Gesicht, das an dieser Stelle eine ganz ungewöhnliche Breite und dabei sehr schmale Kinnbacken hat, bis an die Spitze des Kinnes immer schmäler wird. Eben dieser Bildung wegen scheint das

ganze Gesicht entsetzlich mager zu seyn, welches gegen den sonst fetten oder wohlgenährten Körper gewissermaßen unförmlich zu seyn scheint. Die platte Nase des Hottentotten hat da, wo sie am erhabensten ist, kaum sechs Linien Höhe; dahingegen sind dessen Nasenlöcher außerordentlich weit, und übersteigen öfters den erhabensten Theil der Nase. Der Mund des Hottentotten ist groß, und mit kleinen wohlproportionirten Zähnen, die von einer glänzenden Weiße sind, sehr wohl besetzt. Die Augen sind schön, ziemlich offen, neigen sich aber, so wie die Augen der Chineser, ein wenig nach dem Nasenwinkel. Sowohl beim ersten Anblick als durchs Gefühl entdeckt man das wollenartige Haar der Hottentotten; sie sind an sich kurz, sehr kraus, dabei aber schwarz wie Ebenholz. An den übrigen Theilen des Körpers bemerkt man nur wenige Haare, die sie überdem mit großer Sorgfalt auszureißen bemüht sind. Bei den Augenbraunen ist der Hottentott dieser Mühe völlig überhoben, denn dergleichen hat er nicht. Etwas weniges Bart zeigt sich bei dem Hottentotten nur unter der Nase und an der Spitze des Kinnes, aber auch diesen ist er

bemüht, auszureißen, sobald er sich nur zeigt. Der Mangel des Barts giebt übrigens demselben ein sehr weibisches Ansehen, welches durch das Sanfte seines Charakters noch um vieles vermehrt wird. Ihm fehlt daher das stolze und dreiste Ansehen ganz und gar, das den Naturmenschen gewöhnlich auszeichnet, und ihm den Namen eines Königs über die andern Geschöpfe erworben hat.

Was die Gestalt des Körpers bei dem Hottentotten anbelangt, so ist selbige von der vollkommensten Form. Sein Gang ist dabei leicht und annehmlich, alle seine Bewegungen aber völlig ungezwungen. Eben hierdurch unterscheiden sich die Hottentotten von den Wilden des mittäglichen Amerika gar sehr, die man als eine blose noch unförmliche Anlage eines Menschen betrachten kann.

Bei dem weiblichen Geschlechte bemerkt man, die etwas feinern Züge ausgenommen, dieselbe Bildung. Die Weiber sind durchgehends wohl gebaut, und in den Jugendjahren zeichnen sie sich besonders durch den sehr schön angebrachten, wohlgestalten Busen gar sehr aus. Hände und Füße sind gewöhnlich bei den Hottentottinnen klein und schön

geformt, obgleich sie sich keiner Sandalen bedienen; auch fehlt es ihrer Stimme nicht an Reize, und selbst ihre Sprache erhält durch eine weibliche Kehle viel Annehmlichkeit. Beim Sprechen machen sie eine Menge Gebärden, wodurch ihre Aerme Anstand und Grazie erhalten.

Da der Hottentott von Natur furchtsam ist, so erklärt sich daraus sein wenig unternehmendes Betragen sehr leicht. Sein kaltblütiges, phlegmatisches Wesen und sein bedächtlicher Anstand geben ihm überdem eine gewisse zurückhaltende Miene, die er selbst in den Augenblicken der Freude nicht ganz ablegt.

Die angeborne Gleichgültigkeit des Hottentotten ist die Ursache seiner Unthätigkeit und Faulheit. Die Hütung seines Viehes und die Herbeischaffung der nöthigsten Nahrungsmittel sind seine Hauptbeschäftigung. Die Jagd treibt der Hottentott nicht wie ein leidenschaftlicher Jäger, sondern vielmehr als ein Mensch, den sein Magen zu dieser Beschäftigung antreibt. Das Vergangene leicht vergessend, und für die Zukunft völlig unbekümmert, lebt der Hottentott bloß für den jedesmaligen Augenblick.

Bei alledem sind die Hottentotten gutartig, dienstfertig, und das großmüthigste und gastfreiste Volk unter der Sonne. Wer in ihrem Lande reiset, ist versichert, Aufenthalt und Nahrung bei ihnen zu finden. Sie nehmen das, was man ihnen etwa zum Geschenke macht, an, fordern aber niemals mit Ungestüm. Hat ein Reisender eine weite Reise vor sich, und sehen sie, daß der Weg, bevor er eine neue Horde erreicht, nach der Auskunft, die der Reisende darüber angiebt, zu entlegen ist, so versorgt die erste Horde ihren Gast mit den nöthigen Lebensmitteln und allen den Dingen, die zu seinem Unterhalt, bis er sein Land erreicht, erforderlich sind.

Vor Ankunft der Europäer am Cap waren die Hottentotten mit allem, was Handel heißt, völlig unbekannt; sogar vom Tauschhandel unter sich scheinen sie damals keinen Begriff gehabt zu haben. Allein bei Erblickung des Tabaks und allerhand kleiner eiserner Waaren wurden auch sie in den Geheimnissen des merkantilischen Verkehrs gar bald eingeweiht. Eben diese Gegenstände, die anfänglich bloß als angenehme Gegenstände der Neu-

heit betrachtet wurden, sind mit der Zeit unentbehrliche Bedürfnisse geworden. Die Colonie-Hottentotten sind diejenigen, die diese Artikel ihren Landsleuten zuführen, wenn sie nämlich selbige brauchen. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, so groß der Hang auch ist, den sie zu den europäischen Waaren haben, so geben sie sich doch nicht die Mühe, auch nur einen Schritt ihrentwegen zu thun; viel lieber entbehren sie solche gänzlich. Ein nützliches Beispiel für diejenigen, die ihre ganze Lebenszeit in unruhiger Thätigkeit zubringen, um irgend eine Chimäre zu verfolgen.

Dies ist etwa der Hauptcharakter dieses Volks, wenigstens schien es mir dieser zu seyn, und zwar in seiner ganzen Unschuld und der Reinigkeit der Sitten, so wie man solche bei einem Hirtenvolke erwarten kann, das gleichsam das menschliche Geschlecht noch in seiner ersten Kindheit vorstellt. Einen vortrefflichen Zug kann ich nicht unterlassen hier anzuführen, obgleich selbiger eine Nation betrifft, die mehr nordwärts vom Cap nach der Westseite wohnt; allein er gehört zur Vervollkommnung meines angefangenen Bildes, das ich ohne Bered-

samkeit und Verzierung meinen Lesern hier in seiner kunstlosen Unschuld vorlege, und zwar mit der Offenherzigkeit, die das Gepräge der Wahrheit an der Stirne führt, und die ich über alles in der Welt schätze.

Eine ziemlich ansehnliche Horde der Kaminoukois war, um mich zu besuchen, in meinem Lager eingetroffen; ihr Betragen war so zutraulich, wie man es gewöhnlich bei Menschen bemerkt, die keine andre als lautere und gerade Gesinnungen hegen, oder die noch nie durch ihres Gleichen hintergangen worden. Die Menge der mich Besuchenden war zu groß, um bei meinem damals sehr eingeschränkten Branntweinvorrath alle diese Leute damit traktiren zu können, und es wäre unvernünftig von mir gewesen, am unrechten Orte freigebig zu seyn. Ich mußte mich daher begnügen, bloß dem Anführer und einigen andern, die durch ihr Alter Achtung zu verdienen schienen, einige Gläser dieses Getränks reichen zu lassen. Allein zu was für sinnreichen Mitteln nimmt nicht die Wohlthätigkeit ihre Zuflucht, zumal wenn sie sich werkthätig bezeigen will. Ich bemerkte nicht ohne Erstaunen, daß

diese Wilden den Branntwein im Munde behielten, ohne ihn niederzuschlucken, und daß sie sich ihren Cameraden näherten, um denenjenigen, die nichts erhalten hatten, aus ihrem Munde etwas mitzutheilen, so wie die Vögel einander durch den Schnabel die Nahrung reichen. Ich gestehe, daß dieser so unerwartete Auftritt mich einigermaßen außer Fassung brachte; ich blieb wie versteinert, als ich diese in der That rührende Scene mit ansahe, und von Achtung und Bewunderung durchdrungen, warf ich mich dem Anführer um den Hals und benetzte sein ehrwürdiges Gesicht mit meinen Thränen. —

Niemals habe ich mich dieses achtungswürdigen Volks ohne Rührung erinnert, und zu ähnlichen Gesinnungen veranlaßten mich einige andere Völkerschaften, bei denen ich gleiche Ceremonie beobachtete. Glückliche Sterbliche, sagte ich bei mir selbst, erhaltet noch lange diese schätzbare Unschuld, aber bleibet für immer unbekannt; bereuet es nicht, unter einem brennenden Himmelsstrich geboren zu seyn, einen dürren, unfruchtbaren Boden zu bewohnen, der kaum Dornen und Disteln hervorbringt,

sondern betrachtet dieses vielmehr als einen Vorzug, den euch der Himmel verliehe; eure Wüsteneien dürften vermuthlich die Habsucht der Weißen niemals reizen. Vereinigt euch mit den benachbarten Völkerschaften, die, so wie ihr, die Europäer noch nicht kennen, und zerstört bis auf die geringste Spur jenes gelbe Pulver, das in euren Bergen und Felsen erzeugt wird; ihr seyd auf immer verloren, wenn sie selbiges entdecken. Wisset, daß eben dieses gelbe Pulver das größte Unglück für die Bewohner der Erde, und die Quelle aller Vergehungen ist. Fürchtet vor allen Dingen den Zuspruch eines Almagro, Pizarro und Ferdinand Cortez, so wie das blutige Meßgewand eines Vanverdes.

Die Kaffern.

Sind durchgehends von größerer Statur als die Hottentotten und Gonaquas; letzteren nähern sie sich indessen, doch sind sie von stärkern Körperbau, dabei dreister und unternehmender. Auch ihre Gesichtsbildung ist ungleich angenehmer, denn man bemerkt bei ihnen weder das gegen das Kinn spitzzulaufende sehr schmale Gesicht, noch die sehr hervorragenden Augenknochen, wodurch die Bildung der Hottentotten so unangenehm wird. Auch das platte und breite Gesicht und die sehr dicken Lippen der Schwarzen von Mosambique, der nächsten Nachbarn der Kaffern, trifft man bei den Kaffern nicht an. Das Gesicht ist bei den letztern mehrentheils

theils rund, und die Nase nicht übermäßig breit; eine hohe Stirn und große Augen geben ihnen überdem ein gewisses geistreiches Ansehen. Wenn man wegen der Farbe nicht zu ekel ist, so kann manches Kafferische Weib neben einer hübschen Europäerin bestehen. Das Ausrupfen der Augenbraunen, wodurch die Hottentotten ihr Gesicht auf eine lächerliche Weise entstellen, ist bei den Kaffern nicht im Gebrauch; dahingegen tottoniren sie sich destomehr, vorzüglich das Gesicht. Ihr sehr krauses Haar schmieren sie niemals ein, desto reichlicher aber die übrigen Theile der Haut; das geschieht indeß bloß, um ihre Geschmeidigkeit und Stärke zu vermehren.

Was den Putz überaus anlanget, so sind bei den Kaffern die Männer weit versuchter darin, als die Weiber. Allerhand Arten von Glaswaaren, desgleichen kupferne Ringe lieben sie vorzüglich; auch um die Arme und Beine sieht man bei den mehresten Ringe von Elfenbein. Um letztere zu verfertigen, zersägen sie den hohlen Theil der Elephantenzähne von gewisser Dicke, alsdann bleibet ihnen nichts weiter übrig, als selbige auswendig zu

poliren und abzurunden. Da dergleichen große Ringe sich aber nicht öffnen, so müssen sie die Hand durchstecken, um sie gegen den Arm heraufschieben zu können; daher geschieht es, daß dergleichen Ringe, die auf dem Arme lose sitzen, sich beständig hin und her bewegen lassen. Behängt man Kinder mit dergleichen Ringen in der Jugend, so geschieht es, daß mit der Zeit, durch das Wachsthum des Arms, die Oeffnung ausgefüllt wird. Dergleichen verwachsene Ringe werden bei denjenigen, die damit in der Jugend geziert worden, als eine vorzügliche Art von Luxus angesehen. Auch aus den Knochen anderer Thiere, die sie auf einen Schuß ziehen, und denen sie eine außerordentliche Weiße und Politur zu geben wissen, verfertigen die Kaffern eine Art Halsbänder. Einige begnügen sich bloß damit, den ganzen Knochen aus einem Schafbein umzuhängen; ein Putz, der auf der Brust ganz gut steht, und bei ihnen eben so viel gilt, als in Europa ein Schönpflästerchen in dem Gesichte einer hübschen Frau. Anstatt des Schafbeins behängen sich andere Kaffern auch mit einem Gazellenhorn, oder irgend einem ähnlichen Gegenstand, so wie es

ihnen einfällt. Manchen werden die Kaffern weniger schamhaft scheinen, als die Hottentotten, weil sie sich keines Jackals, zur Bedeckung der Geschlechtstheile, so wie letztere bedienen. Bei den Kaffern bemerkt man bloß ein kleines ledernes Capuchon, das bei den Männern bloß die Eichel bedeckt, und das aus eben der Ursache wider allen Anstand zu seyn scheint. Das Capuchon hängt an einem kleinen ledernen Riemen, der am Gürtel befestiget ist, bloß um selbiges nicht zu verlieren. Denn wenn der Kaffer den Biß oder den Stich der Insekten nicht befürchtete, so läge ihm übrigens sehr wenig daran, ob das Capuchon an Ort und Stelle säße oder nicht. In der warmen Jahrszeit gehen die Kaffern durchaus nackend; bloß was zum Schmuck gehört, sieht man an ihrem Leibe. Bei der Kälte tragen sie einen Kroos, der aus Kalb- oder Ochsenfell gemacht ist, und nicht selten bis zur Erde reicht.

Eine Besonderheit, die man vielleicht nirgends antrifft, verdient bemerkt zu werden; die nämlich, daß die Kafferischen Weiber keiner Art von Putz ergeben sind. Da sie in Vergleich anderer afrika-

nischen Wilden hübsch zu nennen sind, so fragt sichs, ob sie nicht vielleicht den richtigen Gedanken hegen, daß nämlich alle Art von Putz, eher um gewisse Unvollkommenheiten zu bedecken, als um die Schönheit desselben zu erhöhen, erfunden sey. Man erkläre dies übrigens wie man wolle, genug, man sieht bei den Kafferischen Weibern nichts von dem lächerlichen Prunk, den man bei den Weibern der Hottentotten durchgehends antrifft. Selbst die kupfernen Armbänder vermißt man bei den Kafferischen Weibern. Selbst der Schurz, der bei ihnen durchgehends kürzer als bei den Gonaquas ist, wird höchstens mit einer Reihe Glasperlen eingefaßt; dies ist der höchste Grad von Putz. Das Fell, das die Hottentottischen Weiber hinterwärts über die Hüften schlagen, dieses reicht bei den Kafferischen bis über die Achsel; sie befestigen es über der Brust, die noch zum Theil damit bedeckt ist. Auch die Weiber der Kaffern tragen, so wie ihre Männer, den Kroos oder Mantel, der entweder von Kalb- oder Ochsenfell gemacht wird, mehrentheils aber ohne Haare ist. Der Kroos dient beiden Geschlechtern, aber nur bei kaltem oder regnigtem Wetter.

Ich fand die Felle, die den Kaffern zur Kleidung dienen, eben so weich und sanft, als unsre besten Zeuge. Die Art, wie sie selbige zurichten, ist die nämliche, wie bei den Hottentotten.

Weder Männer noch Weiber bedecken den Kopf, es sey für Wetter was nur immer wolle. Zuweilen sahe ich einige unter ihnen, die eine Feder durchs Haar gesteckt hatten; doch war dieser Einfall nur selten.

Die Vorsorge, die die Kafferischen Weiber bei ihrer Entbindung und zur Zeit ihrer monatlichen Reinigung beobachten, ist gerade, wie sie von den Gonaquas ebenfalls befolgt wird.

Die Hütten der Kaffern, die weit geräumiger und höher als die Hütten der Hottentotten sind, haben auch außerdem eine viel regelmäßigere Gestalt. Sie stellen eine vollkommene Halbkugel vor, deren Gerippe aus einem dichten und dauerhaften Gitterwerk verfertigt ist, weil es zu einer langen Dauer bestimmt wird. Sowohl auswendig als inwendig wird dergleichen Gitterwerk mit einem Gemengsel überzogen, das aus Leimen und Kuhmist besteht, wohl unter einander geknetet, und überall

gleich dick aufgetragen wird. Ueberhaupt haben diese Hütten ein viel saubereres und reinlicheres Ansehen, als die Hütten der Hottentotten, und in der Entfernung scheinen sie aus Steinen zusammen gesetzt zu seyn. Die einzige Oeffnung, die man an diesen Hütten findet, ist so schmal und niedrig, daß, um hineinzukriechen, man sich auf den Bauch legen muß. Diese Gewohnheit schien mir anfangs ziemlich seltsam, so, daß ich den Hütten der Hottentotten, in Ansehung des Eingangs, den Vorzug gab. Allein da diese Hütten den Kaffern bloß zum nächtlichen Aufenthalte dienen, um sich darinne zu verkriechen, und gegen die Angriffe der Feinde und wilden Thiere in Sicherheit zu setzen, so sind sie hierzu viel bequemer. Inwendig ist der Fußboden dieser Hütten von eben der Materie verfertigt, als der Ueberzug derselben. Ein kleiner, mit einem zwei bis drei Zoll überstehenden Rande versehener Feuerheerd befindet sich in der Mitte jeder Hütte. Der um den Heerd hervorstehende Rand dienet vorzüglich dazu, um das Feuer zusammen zu halten, und zu verhindern, daß selbiges die Hütte nicht beschädige. Außer der Hütte wird rund umher,

in einer Entfernung von etwa sechs Zoll, ein kleiner Kanal ausgegraben, dessen Breite und Tiefe etwa einen halben Fuß beträgt, und der vorzüglich dazu bestimmt ist, das Wasser aufzunehmen, überhaupt aber die Feuchtigkeit von der Hütte abzuleiten.

Da der Boden im Lande der Kaffern entweder an sich fruchtbarer ist, oder durch die Menge der kleinen Flüsse, die ihn durchschneiden, dazu gemacht wird, und daher dieses Land demjenigen, das von den Hottentotten bewohnt wird, bei weitem vorzuziehen ist; so geschieht es, daß die Kaffern, die überdem vom Ackerbau Kenntnisse haben, keine herumziehende Lebensart führen, wenigstens so lange sie nicht beunruhiget werden. Derselbe Fleck Landes, wo ein Kaffer geboren wird, bestimmt auch in der Folge sein Grab; er müßte denn entweder durch grausame Verfolger daraus vertrieben, oder durch eine der Seuchen, die weder Menschen noch Vieh verschonen, und oft unermeßliche Strecken mit Leichen bedecken, zum Auswandern gezwungen werden. Eine bequeme und dauerhafte Wohnung, die mehrentheils in der Nähe eines

kleinen Baches liegt, und rund herum von Ländereien umgeben ist, die von den Aeltern auf die Kinder kommen, macht, daß der Kaffer im eigentlichen Verstande ein Vaterland, und selbst in seiner Sprache für diesen süßen Namen einen Ausdruck hat, den aber der Hottentott auf keine Weise kennt.

Durch etwas mehr Industrie, einige Künste der ersten Nothwendigkeit, einen geringen Anfang vom Ackerbau, auch gewisse religiöse Uebungen, zeichnen die Kaffern sich überhaupt als eine viel kultivirtere Nation, als die gegen Süden wohnenden Völkerschaften aus. Die Beschneidung, die bei ihnen durchgehends eingeführt ist, beweiset entweder ihre Abstammung von irgend einem alten Volke, dessen ausgeartete Nachkommen sie sind, oder sie erhielten dieselbe von einer benachbarten Nation, deren sie sich aber nicht mehr erinnern. Befragt man sie darüber, so ist die Antwort immer, daß dieser Gebrauch weder der Religion noch einer andern mystischen Ursache wegen eingeführt sey. Von dem Urheber aller Dinge und von dessen Gewalt haben die Kaffern überaus hohe Begriffe. Sie

glauben an ein anderes Leben, so wie an die Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten; allein von der Schöpfung haben sie ganz und gar keinen Begriff, denn sie glauben, daß die Welt von jeher bestanden, und daß selbige ebenfalls ewig dauern werde. Da man bei den Kaffern aber keine Art von Religionsůbung antrifft, und man sie niemals beten sieht, so kann man ihnen gewissermaßen alle Religion absprechen, in-so weit nämlich keine Religion ohne äußerliche gottesdienstliche Uebungen bestehen kann. Auch den Unterricht der Kinder besorgen die Kaffern selbst; von Priestern weiß man bei ihnen nichts. Dahingegen haben sie gewisse Zauberer, die ein jeder fürchtet und verehret. —

Die Kaffern werden durch eine Art von Anführer, oder, wenn man will, König regiert, dessen Macht aber sehr eingeschränkt ist. Sehr oft ist ein solcher König ärmer als irgend einer seiner Unterthanen; denn, da er keine Subsidien erhält, und er die Erlaubniß hat, so viele Weiber zu nehmen, als er nur will, diese Weiber aber es sich zur Ehre rechnen, ihm anzugehören, so geschieht es, daß der königliche Aufwand, den er zu machen ver-

bunden ist, und den er bloß aus seiner Privatcasse, das heißt, aus dem, was sein Vieh und seine Ländereien abwerfen, bestreiten muß, seine Besitzungen völlig aufreibt. Die Hütte eines Kafferischen Königs ist weder höher noch besser verziert, als die übrigen. Er versammelt seine Familie und sein Serail um sich her, daraus entsteht ein Haufen kleiner Hütten, die sich höchstens bis auf zwölf oder funfzehn belaufen. Ein jeder Kaffer baut sein eigen Korn, womit er alsdann nach Gefallen machen kann, was er will. Korn ist überdem die Hauptnahrung der Kaffern; sie zerquetschen oder zerdrücken es gewöhnlich zwischen zwei Steinen. Damit jede Familie den ihnen nöthigen Acker sogleich bei der Hand habe, geschiehet es auch, daß eine nicht sehr zahlreiche Horde einen Raum von einer Viertelmeile ins Gevierte einnimmt.

Da die Kafferischen Horden oft weit aus einander gelegen sind, so wird erfordert, daß jede Horde durch einen besondern Anführer regiert werde; dergleichen besondere Chefs ernennet der König. Hat letzterer etwas, das für die Nation von Wichtigkeit ist, zu hinterbringen, so beruft er sie

zusammen, und ertheilt ihnen seine Befehle oder vielmehr Aufträge. Die verschiedenen Chefs, die diese Aufträge überbringen, kehren alsdann zu den Ihrigen zurück, um ihnen das Erhaltene mitzutheilen.

Die Waffen der Kaffern, nämlich die Hassagaye, zeigt gewissermaßen eine Art von Unerschrokkenheit oder Großmuth an. Sie verachten überhaupt die vergifteten Pfeile, als ein ihrem Muth unanständiges Werkzeug, so sehr dieses auch bei ihren Nachbarn im Gebrauch ist. Der Kaffer greift seinen Feind nur von vorn an, und der Hassagaye kann er sich nur alsdann bedienen, wenn er selbigen im Freien antrifft. Die Ungleichheit der Waffen kann den Kaffer nicht zum Weichen bringen; sein Muth und seine Herzhaftigkeit folgen ihm überall. Im Kriege führt der Kaffer ein etwa drei Fuß langes Schild, das aus dem dickſten Theil der Büffelhäute verfertigt ist. Ein solches Schild schützt ihn hinlänglich gegen Pfeile und Hassagayen, widersteht aber der Kugel nicht.

Ihre Hassagayen verfertigen und schmieden die Kaffern selbst. Da sie aber vom Eisen weiter nichts

wissen, als daß es sich schmieden lasse, übrigens aber ihre Kenntniß bis zum ersten Ursprung, zum Schmelzen desselben, nicht hinaufreicht; so können sie auch kein anderes als schon wirklich geschmiedetes Eisen anwenden. Alte Flintenläufe, Tonnenbänder und ähnliches Eisenwerk wissen sie vortrefflich zu nutzen. Sie verfertigen zweierlei Arten von Hassagayen; die eine Art hat bloß einen runden, einfachen Stiel, die andere ist viel künstlicher, ich sollte lieber, grausamer gearbeitet, sagen, hat einen viereckigen. Die vier Kanten dieser Hassagayen sind scharf, mit einer Menge Einschnitte, davon die eine Hälfte mit den Spitzen nach oben, die andre nach unten zu gerichtet sind, wodurch bei dem Gebrauch derselben eine Zerreißung in den fleischigen Theilen, sowohl beim Herausziehen, als beim Eindringen in den Körper, verursacht wird. Zu bewundern ist die Geduld der Arbeiter, wenn man bedenkt, daß ein Stück Granit, oder jeder andere Fels, der ihnen zum Ambos dient, und ein Stück von eben der Materie, das den Hammer vorstellt, die einzigen Werkzeuge sind, mit welchen

sie Arbeiten liefern, die der geschickteste Waffenschmied kaum besser machen würde.

Mit ungemein vieler Geschicklichkeit führt der Kaffer noch ein andres Gewehr, welches eine zwei Fuß lange Keule ist, die aus einem einzigen Stück Holz oder einer Baumwurzel besteht; sie hat in der größten Dicke etwa drei bis vier Zoll im Durchmesser, und läuft gegen das Ende dünner zu. Hiermit schlägt der Kaffer, oder wirft diese Keule auch auf funfzehn bis zwanzig Schritte, und nur selten verfehlt er seinen Wurf.

Die Vielweiberei ist bei den Kaffern sehr im Gebrauch; ihre Heirathsceremonien sind aber noch viel einfacher, als bei den Hottentotten. Die Aeltern des Bräutigams sind mit der Wahl fast beständig zufrieden; nicht so die Aeltern der Braut. Diese sind gemeiniglich etwas vorsichtiger, doch große Schwierigkeiten machen sie ebenfalls nur selten. Man belustigt sich, trinkt und tanzt ganze Wochen lang, überhaupt mehr oder weniger, so wie die Vermögensumstände beiderseitiger Familien es erlauben. Alle diese Hochzeitfeste aber finden nur bei einer ersten Verheirathung statt; bei

der folgenden geschieht alles ohne Sang und Klang.

In Absicht der Musik und der musikalischen Instrumente sind die Kaffern den Hottentotten gleich. Ich sahe indeß bei einem Kaffer eine Art einer Flöte, die aber indeß kaum diesen Namen verdiente. Auch ihre Tänze sind einander vollkommen ähnlich.

Nach dem Tode des Vaters theilen die männlichen Kinder und die Mutter die Erbschaft; die Töchter erben nicht. Letztere bleiben entweder bei dem Bruder oder bei der Mutter, bis sich ein Mann findet, dem sie anstehen. Verheirathen sie sich bei Lebzeiten der Aeltern, so erhalten sie keine weitere Mitgift, als einige Stücken Vieh, deren Anzahl mit dem Reichthum der Aeltern in Verbindung steht.

Gewöhnlich begraben die Kaffern ihre Todten nicht; diese werden von der Familie außer dem Kraale in eine offene und der ganzen Horde gemeinschaftliche Grube gelegt, wo die wilden Thiere sich alsdann nach Gefallen sättigen, und dadurch die Luft vor der Ansteckung bewahren, die bei der

Menge der Körper, die daselbst über einander liegen, leicht erfolgen würde. Die Ehre, begraben zu werden, ist bloß für den König und die besondern Anführer jeder Horde. Ein solches Grabmal besteht aus einem großen Haufen Steine, die in Gestalt einer runden Kuppel über den todten Körper zusammengetragen werden.

Die Souverainität ist bei der königlichen Familie erblich, und der älteste Sohn folgt dem Vater in der Regierung. Fehlt dieser, so kommen die nächsten Vettern, und in Ermangelung dieser wird ein Nachfolger aus den verschiedenen Chefs erwählt.

Asiatische Nationen.

Bengalens natürliche Beschaffenheit. Charakter und Sitten der Einwohner.

Bengalen hat nur zwei Jahreszeiten, eine warme und eine kalte. Die kalte beginnt mit dem November, und dauert bis zum Anfange des Februars. Während dieser Periode wehen herbe Nordwinde, und führen eine Kälte herbei, welche vor Sonnenaufgang zuweilen so heftig ist, daß man Winterkleider sehr gut vertragen kann; und ich sah selbst im Februar Hagel fällen, darunter Eisstücke von der Größe eines Taubeneies waren. Oft stellen sich auch

auch dicke Nebel ein, die aber Morgens gegen acht bis neun Uhr vor der Macht der Sonnenstrahlen verschwinden, und in dem Fall pflegt mehrere Tage nachher der Horizont durchaus heiter zu seyn. Gleich im Anfange dieser Jahreszeit werden die besten Feldfrüchte eingesammelt, und die Fluren bekommen neue Reize und neues Leben, sobald die versengende Hitze abnimmt. — So wie sich im Februar die Sonne der Linie wieder nähert, so wird die Wärme mit jedem Tage wieder größer. Die Winde werden nun veränderlich, drehen sich endlich nach Süden und Südwesten, und wehen nun aus diesen Gegenden bis zum September und Oktober. Der Himmel bewölkt sich immer mehr und mehr; besonders steigt bei Sonnenuntergang ein dickes Gewölk auf, und häufig toben fürchterliche Gewitter mit heftigen Platzregen verbunden. Im Mai fängt die Regenzeit an, und dauert bis zum August. Die Hitze ist dann unerträglich; und nimmt sie auch wieder ab, sobald die Sonne die Linie wieder passirt ist, so wird sie doch erst im Oktober gemäßigt.

Bengalen ist ein niedriges und flaches Land. Sein leichter und fetter Boden bedarf nur weniger Arbeit und gar keines Düngers, wenn er auch ein Jahr nach dem andern unablässig gebaut wird. Die starken Regen und die Ueberschwemmungen unterhalten diese immer fortdauernde Fruchtbarkeit. Bengalen ist das fruchtbarste von allen übrigen Ländern Asiens. Viele derselben versorgt es mit dem so wohlthätigen Reis, der im ganzen östlichen Indien die Stelle des Brodes vertritt, so wie mit mehrern andern ähnlichen Lebensmitteln; und seine Handelsprodukte, Baumwolle, Seide, Salpeter und Opium werden nicht nur über Asien, sondern auch in großer Menge bis nach Europa hin verbreitet.

Der Ganges, welcher von den nördlichen Gebirgen Thibets herabkommt, durchströmt ganz Bengalen, und theilt sich, vor seinem Einfluß ins Meer, in zwei Hauptarme, von denen der östliche sich wieder in mehrere kleinere vertheilt. Im July, August und September hat der Fluß seine größte Höhe und den stärksten Ablauf. Das Wasser tritt

über die Ufer, wo sie niedrig sind, und die umliegenden Lande werden überschwemmt. Ebbe und Fluth sind dann so heftig, daß sie alles wegzuführen drohen. Die Bewohner von Bengalen, Orixa, Golkonda, Koromandel und mehrern Ländern Asiens schreiben dem Ganges eine große Heiligkeit zu, und die Hindus verehren ihn sogar als eine Gottheit. Nach der Meinung dieser Völker hat sein Wasser die Kraft, alle Sünden abzuwaschen, und deshalb baden sich auch diejenigen, welche in der Nähe wohnen, täglich wenigstens einmal im Ganges, und die, welche tiefer im Lande wohnen, müssen sich, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wenigstens einmal des Jahrs am Ganges einfinden, und zu dem Ende oft eine Reise von dreißig und mehr Tagen machen, um durch ihn von ihren Sünden rein zu werden.

Bengalen ist überall von breiten und großen Fahrwassern oder Kanälen durchschnitten, die alle in den Ganges sich ergießen. Dadurch wird der Transport der Waaren von einem Orte zum andern das ganze Land hindurch sehr erleichtert, und eben

diese Kanäle verbinden auch die Hauptarme des Ganges. Ob sie ein Werk der Kunst oder der Natur sind, weiß man nicht. Die Ufer prangen überall mit Dörfern und Flecken, mit schönen Aeckern und Wiesen. Auch stößt man überall, wo das Land bewohnt ist, auf eine Menge gegrabener Wasserbehälter, die zum Theil einen Morgen Landes groß sind. In der Regenzeit füllen sie sich an, und versorgen dann während der trocknen Zeit die Einwohner mit einem Wasser, das dem trüben dicken Wasser des Ganges weit vorzuziehen ist.

Bengalen wird von verschiedenen Völkern bewohnt, unter welchen die Mongolen und Hindus die vornehmsten sind. Die Hindus mögen wohl hundertmal zahlreicher als die Mongolen seyn. Durch ihre Gestalt unterscheiden sich die Hindus von den Europäern nicht sehr. Sie sind mehr mager als fleischig, von dunkelbrauner Farbe, die nur bei wenigen ins Gelbe fällt. Sie haben schwarzes Haar, das sich aber nicht kräuselt, und sind alle von geraden, wohlgebildeten Gliedmaßen. Auch das andere Geschlecht ist von schönem Wuchs, und gefällt seiner braunen Farbe ungeachtet.

Weit weniger vortheilhaft erscheinen die Hindus von Seiten ihres Charakters. Die mehresten sind faul und wollüstig, diebisch und furchtsam. Schlaf und Unthätigkeit sind in ihren Augen die größten Güter der Erde. Sie würden durchaus gar nichts thun, wenn sie nicht das Bedürfniß dazu nöthigte. Nur der alles vermögende Hunger ist im Stande, sie aus ihrem geliebten Schlummer aufzuwecken. Die Banianen oder die Kaufleute machen in diesem Betracht allein eine Ausnahme. Diesen ist keine Arbeit und keine Mühe zuwider, wenn sich eine Gelegenheit zum Verdienste darbietet, betrüge dieser auch nicht mehr als eine halbe Rupie (halber Gulden). Auch findet man nur reiche Leute unter dieser Klasse, alle übrige leben in der größten Armuth. Das weibliche Geschlecht thut platterdings gar nichts, sondern hält jede Art von Arbeit für lästig und schimpflich.

Ausschweifungen in der Liebe werden hier Niemanden zur Schande gerechnet. Es giebt öffentliche Oerter, wo die Priesterinnen der Wollust in großer Anzahl beisammen sind, und, für die Abgabe einer halben Rupie an den Fiskal, ihr schnödes Gewerbe

selbst unter dem Schutze der Gesetze treiben. Das weibliche Geschlecht übertrifft in dieser Hinsicht noch das männliche. Alle nur erdenkliche Mittel werden von den Schönen dieses Landes angewendet, und ganz vorzüglich legen sie es auf die Fremden an.

Feiger kann kein Volk seyn, als die Hindus es sind. Ein muthvoller Europäer könnte ihrer funfzig in die Flucht schlagen, ja nicht selten ist dazu eine bloße Drohung hinreichend. Die Ursache liegt größtentheils in ihrer Religion, die ihnen gegen alles Blutvergießen den stärksten Abscheu gebietet.

Aber an Gewandheit, an Fähigkeiten und an Kopf fehlt es den Hindus ganz und gar nicht. Ihre Handarbeiten sind vortrefflich, und die Banianen verstehen sich meisterhaft auf den Handel. In wenigen Augenblicken können diese letztern Summen im Kopfe berechnen, wozu der Europäer am Schreibtische vieler Zeit bedürfte. Sie haben ein eigenes Alphabet, das von dem persischen und mohrischen gänzlich verschieden ist. Statt des Griffels bedienen sie sich zum Schreiben eines gespalte-

nen Rohrs, und zwar gehen die Zeilen von der rechten zur linken Hand.

Man versicherte uns, vor der Besiegung Bengalens (1525) von den Mogolen, und vor der Einführung der Religion dieser Sieger, hätten hier bessere und reinere Sitten geherrscht. Untugenden und Laster verschiedener Art, die man vorher nicht kannte, wären mit der mahomedanischen Religion verbreitet worden.

Alle Hindus sind in verschiedene Klassen oder Kasten eingetheilt, und es sollen deren mehr denn siebzig seyn. Die Kaste der Braminen ist von allen die erste und edelste, so wie die Kaste derer, welche das umgefallne Vieh und den Unrath wegzuschaffen haben, die niedrigste und verächtlichste von allen ist. Die zu dieser letzten Kaste gehörigen Personen nennt man Pareassen.

Damit jede dieser Kasten unvermischt mit den übrigen erhalten werde, darf keiner sich eine Frau aus der Kaste nehmen, die unter der seinigen steht. Geschieht es gleichwohl, so wird der Uebertreter jener Ordnung aus seiner Kaste in die herabgestoßen, zu welcher seine Frau gehört. Eben diese Strafe

wiederfährt auch dem, der mit einem Mitgliede einer geringern Kaste speiset, und um noch vieler andern Ursachen willen.

Jede Kaste hat ihr eigenes Handwerk oder Gewerbe, mit dem die Mitglieder derselben sich ernähren; und dies Gewerbe vererbt sich vom Vater auf den Sohn. So wird der Sohn eines Braminen ein Priester oder Gelehrter; eines Kodi oder Landbauers Sohn wird, was sein Vater war, und der Sohn eines Palankinträgers trägt den Palankin bis an das Ende seiner Tage.

Mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit arbeiten die Handwerker unter den Hindus. Man findet sie alle auf dem Markte, ruft sie, wenn man ihrer bedarf, ins Haus, und sie kommen unverzüglich mit allem, was zur Arbeit erfordert wird. Besonders zeichnen sich die Weber aus. Sie weben so feines Nesseltuch, daß man ein Stück von fünf und zwanzig und mehrern Ellen in eine gewöhnliche Tabaksdose packen kann; und doch ist das Handwerkszeug dieser Weber, so wie aller übrigen Arbeiter, so einfach und für einen Europäer so unzureichend, daß man ihren Arbeiten

nicht anders als mit hoher Bewunderung zuschauen kann.

Die geringern unter den Hindus gehen fast ganz nackt. Häufig ist nur ein Theil ihres Körpers mit einem einzigen Stück baumwollenen Zeuge bedeckt. Dieses wird um die Hüften geschlagen und zwischen den Beinen durchgezogen. Einige wikkeln auch noch ein Tuch um den Kopf, andere gehen aber mit entblößtem Haupte. Die, welche von etwas hohem Stande sind, tragen einen Rock von weißem Kattun, der bis auf die Füße herabhängt. Vor der Brust ist dieser Rock bis zu den Schultern hinauf über einander geschlagen, und unten am Leibe mit Bändern zugebunden, die aber an der rechten Seite bei den Hindus nicht zugebunden sind, um sich dadurch von den Mongolen zu unterscheiden. Strümpfe tragen sie nicht, wohl aber eine Art Schuhe, die hinten niedergetreten sind, und vorn an der Spitze sich aufwärts krümmen. Der größte Theil geht mit geschornem Kopfe, und reißt an jedem andern Theile des Körpers die Haare sammt der Wurzel aus. Die Reichen tragen einen Turban, der aber auf eine an-

dere Art, als die Turbane der Mohren, gewunden ist. Auch sind kleine Ohrringe sehr häufig.

Das schöne Geschlecht trägt ein Stück Kattun, das über die Schultern geschlagen ist, eine Art Rock und Unterhosen. Auch werden die Brüste mit einem unter den Armen durchgehenden und auf dem Rücken festgemachten kattunenen Tuche aufgebunden. Die Reichen schmücken das Haar mit goldenen Federn, und tragen goldene und silberne Bänder und Ringe an den Armen, Beinen und Zähen, desgleichen in den Ohren und in den Nasenläppchen. Auch die Aermern tragen dergleichen Zierrathen, aber dann sind sie nur von einer Art Seemuschel gemacht. Die Aermern gehen mit entblößtem Kopfe, und befestigen das Haar am Hinterhaupte.

Die Nährung der Hindus besteht in Reis, Erdfrüchten und Milch. Der Reis vertritt die Stelle des Brodes, und ist bei weitem das wichtigste aller ihrer Nahrungsmittel. Die Milch genießen sie oft dick und sauer; dagegen aber weder Fleisch noch Fische, noch irgend etwas, was Leben hat. Alle starke Getränke hassen sie; klares Wasser

ist ihr einziger Trank. Besoffene sieht man hier also nicht, oder doch nur höchst selten; denn bloß Leute aus der allerniedrigsten Kaste laben sich zuweilen etwas zu stark mit einem Getränke, das von verdorbenem Reis bereitet wird.

Die Hindus glauben nicht nur eine Fortdauer jenseits des Grabes, sondern auch, daß dort das Gute belohnt und das Böse bestraft werde; aber dieser ihr Glaube ist so mächtig in ihre Seelenwanderungslehre verflochten, daß ich mir keine recht klare Vorstellung davon zu machen wußte. Die Welt, sagen sie, wird ein Ende nehmen, alles wird in das Nichts zurücksinken, und nur das höchste gute Wesen und der Ganges werden übrig bleiben. Betel käuend, und auf einem Pisangblatte sitzend, werde dann der Gott der Götter von Jahrtausend zu Jahrtausend auf dem Ganges sich herumtreiben *).

*) Menschenliebe, Toleranz, eine Fortdauer jenseits des Grabes, und die große beglückende Lehre: „des Himmels Gnade werde durch edle und gute Handlungen sicherer als durch alle Opfer errungen,“ predigte die Religion der Hindus; und kurz, rein

Die Hindus nehmen sich nur eine Frau, die Braminen ausgenommen, die sich der Weiber so

und einfach waren die Grundlehren dieser Religion. Aber ein Labyrinth von Ceremonien trat hervor; eine Bilderlehre voll ungereimter Sätze und Ideen wurde aufgestellt. Schlauheit und Herrschsucht unterjochte die Unwissenheit und Arglosigkeit, und jene allgemeine Harmonie des Glaubens konnte sich eben so wenig halten, als alle Unschuld der Sitten, da mit europäischer Herrschaft auch europäische Laster sich einschlichen, und so oft dem Besiegten vom Sieger nur die Wahl zwischen Erhaltung des Lebens und des Eigenthums, und der Schande und dem Laster gelassen wurde. Ueber tausend und tausend Gegenstände verbreitete sich die Religion der Hindus. Was bei hundert andern Völkern der bürgerlichen Gesetzgebung, dem Geschmack der Sitten, dem Charakter in der Willkühr der Menschen überlassen blieb, wurde bei ihnen von der Hand bestimmt, die dem Altare diente. So bildete sich hier höchst vollständig und ausgedehnt eine Hierarchie, deren Schöpfung sicher nur das Werk mehrerer Jahrhunderte seyn konnte. Und tief im Plane des Ganzen lag es, daß man dem des Himmels Ungnade verkündigte, der

viele zulegen, als sie für gut finden, oder als sie zu ernähren im Stande sind. Ist aber die Frau eines Hindu unfruchtbar, und ist der Mann reich genug, noch eine zweite zu halten, so erlauben es ihm die Braminen, wenn er vorher eine gewisse Summe erlegt und einige Almosen ausgetheilt hat.

Die Feierlichkeiten, welche hier zu Lande bei den Hochzeiten statt finden, sind von wenigem Belange.

Die Mädchen werden in Bengalen, wie in allen warmen Ländern, früh mannbar, hören aber auch früh auf, Kinder zu gebären.

Die Weiber der Hindus sind ihren Männern sehr strenge subordinirt, und die Weiber einiger Kasten sind sogar verpflichtet, wenn der Mann stirbt, diesem in jene Welt zu folgen, und entweder mit dem Leichname des Mannes sich lebendig

sein Feld unbesäet ließ, und daß man dem den Himmel verhieß, der eine gewisse Anzahl von bestimmten Bäumen gepflanzt habe.

Hennings Zustand der Europäer in Ostindien, Th. II. S. 417.

begraben oder verbrennen zu lassen. Schande und Schmach würde das Loos der Wittwe seyn, die sich weigerte, ihrem Manne zu folgen.

Die Tempel der Hindus, oder die Pagoden, sind steinerne Gebäude, meist alle viereckig, nicht sehr hoch, und oben mit einer Kuppel versehen. Fenster haben diese Gebäude nicht, nur durch den Eingang fällt in das Innere etwas Licht; folglich sind sie innerhalb allemal sehr dunkel. Ganz im Hintergrunde, also in der dunkelsten Gegend dieser Tempel, steht das Götzenbild, eine monströse Figur, die mit vielen Händen und Aermen versehen ist, und in jeder derselben etwas hält.

Ich kam aber auch in Pagoden, in welchen gar kein Götzenbild, sondern nur auf einem runden, reichlich mit Blumen und Sandelholze bestreutem Altare, ein einzelner polirter, schwarzer Stein aufgerichtet stand. Diesem Steine wurde eine noch größere Ehrerbietung erwiesen, als den Götzenbildern. Die Andächtigen warfen sich vor ihm auf die Erde nieder, machten mit den Händen ihre Begrüßungen, und sagten ihre Gebete in der Stille her.

Man opfert den Göttern Blumen, Reis, Stücke Kattun, Seide, und auch wohl Gold und Silber. Die Opfer werden bei oder vor den Götzen hingelegt, und dann von den Braminen aufbewahrt. Auch sind es die Braminen, welche die Pagoden bei Tage sowohl als bei der Nacht bewachen.

Die Braminen oder Priester sind, wie ich schon bemerkt habe, aus der ersten und edelsten Kaste. Man erkennt sie an einer kleinen dünnen Schnur mit einer kleinen Koralle, die sie beständig um den Hals und auf die Brust herabhängend tragen. Alle aus den übrigen Kasten hegen die größte Hochachtung gegen die Braminen, sie nähern sich ihnen nie anders als mit den Zeichen der tiefsten Verehrung. Wie sehr aber auch immer ein Hindu dem Bramin seine Ehrerbietung äußern mag, der Bramin zeigt ihm doch nur zum Gegengruß die offene Hand.

Aber auch in der ersten Kaste giebt es noch verschiedene Rangordnungen. Einige Braminen stehen in so großer Achtung bei dem Volke, daß der ge-

meine Hindu das Wasser, worin jene höhere Wesen ihre Füße gewaschen haben, für heilig hält, und es als das größte Glück ansieht, wenn er etwas davon trinken kann. Eben diese Heiligen sind, wie die Hindus sagen, die Aufbewahrer des Vedam oder des Buchs, das ihre Religionsvorschriften enthält. Man hat Abschriften von diesem Buche mit persischen Lettern, und das zu den Abschriften gewählte Papier soll von den Würmern nicht beschädigt werden können.

Nie wird es ein Bramin versäumen, sich am frühen Morgen mit Sonnenaufgang in dem Ganges zu waschen. Vom Baden hinweg begeben sie sich in die Pagoden, um zu beten und die Götzenbilder mit Blumen zu schmücken und mit Sandelholz zu bestreuen.

Vier europäische Nationen, die Britten, Holländer, Franzosen und Dänen, haben sich des Handels wegen Niederlassungen in Bengalen verschafft, und von diesen sind bekanntermaßen die Britten jetzt bei weitem die bedeutendsten, da sie sich, nach mehrern Kriegen, endlich einen großen Theil des

ehemals

ehemals so mächtigen Groß-Mogolschen Reichs zinsbar gemacht, und die Reiche Bengalen und Bahar ihrer unumschränkten Herrschaft unterworfen haben.

Das Joch der Dienstbarkeit, welches die Britten den Mohren aufgelegt haben, wird von diesen eben nicht mit sehr großer Geduld ertragen. Wären die Fesseln nur weniger stark, sie würden das Aeußerste daran wagen, sich davon zu befreien. In Ermangelung dessen beruhet die einzige Hoffnung, die den Armen übrig bleibt, auf der Ueberzeugung, es werde den Britten unmöglich seyn, nach der gänzlichen Erschöpfung des Landes, sich länger im Lande zu halten. Das Loos, welches den unglücklichen Bengaler traf, war noch härter. Erst wurde er von den Mohren, und dann von den Britten unterdrückt; und doch waren es einzig die Hindus, welche alle die Schätze sowohl aus Europa als aus den benachbarten Reichen, durch die nach allen Welttheilen gesandten Arbeiten ihrer Hände, herbeischaften, und in die Schatzkammern des großen Moguls oder des Nabobs lieferten. Sie

arbeiten für einen geringen Lohn, und leben äußerst mäßig von ein wenig Reis und Erdfrüchten. Nichts, oder sehr wenig von dem, was eingeführt wird, wird wieder ausgeführt, da das rohe Material zu ihren Arbeiten im Lande selbst gewonnen wird; nur Baumwolle zieht man von Sumatra. Diese, soviel zum Flor des Landes beitragenden Menschen, sollten von den Britten aufgemuntert werden; aber statt dessen hat man sie den räuberischen Händen harter Oberherren Preis gegeben, und auf alle Art sie unterdrückt. Man erlaubt sich gegen sie offenbare Gewaltthätigkeiten, und drückt sie durch Monopole. Diesem Monopol ist alles unterworfen, nicht nur alle Lebensmittel *),

*) Von Patna, einer Stadt in Bahar, liefen deswegen die traurigsten Nachrichten ein. Dort wüthete die Hungersnoth so schrecklich, daß sie täglich die Einwohner zu hunderten wegraffte. Die dortigen Beamten meldeten, daß keiner von ihnen aus der Faktorei auf die Straße zu gehen wage, um sich nur den fürchterlichen Anblick zu ersparen, in allen Gassen und auf allen Landwegen die armen

sondern selbst der Kuhmist, der den Armen zur Feuerung dient, geht durch die Hände privilegirter Aufkäufer. Doch hat man diese empörende Behandlung nicht der englisch-ostindischen Compagnie,

Menschen Schaarenweise des Hungertodes sterben zu sehn. Es sey so weit gekommen, daß, des Abscheues ohnerachtet, den die Hindus ihrer Religion nach gegen den Genuß aller und jeder Fleischspeise haben, die Ueberlebenden doch jetzt über die todten Leichname ihrer zu Tode gehungerten Mitbrüder herfielen, und gierig davon zehrten!

Eben so war der Zustand Bengalens. Diese Hungersnoth war auch nur zum Theil Folge einer schlechten Reisernte; größtentheils war sie das Werk der *unmenschlichen Habsucht der Britten!* Diese hatten den Reishandel zum Monopol gemacht, allen Reis bei der letzten Ernte aufgekauft, und dann solche Preise bestimmt, bei welchen der größre Theil der Menschen, der hier nur auf täglichen Verdienst von einem oder anderthalb Stüver rechnen kann, fast nichts anders übrig blieb, als sich selbst das Leben zu nehmen, oder des schmähligen Hungertodes zu sterben.

sondern ihren Beamten zuzuschreiben. Diese sind es, welche kein Mittel unbenutzt lassen, um Geld zusammen zu scharren; auf welche Art sie es bekommen, gilt ihnen gleich, wenn sie nur schnell reich werden können. Dergleichen Aufkäuferei war vorzüglich Ursache an jener schrecklichen Hungersnoth im Frühlinge des Jahrs 1770, und man hätte daher glauben sollen, das dadurch entstandene Elend würde die englische Regierung zu Calcutta vermocht haben, die Monopole aufzuheben; da sie aber dem ohnerachtet noch fortdauern, so muß man vermuthen, daß die Regierung selbst Antheil an denselben habe! —

Es bedarf nur eines geringen Grades von Aufmerksamkeit, um wahrzunehmen, daß nichts die Kraft des Geistes, den Muth, ja selbst die Gesundheit und die Bevölkerung so sehr lähmt und schwächt, als Kränkungen, Ungerechtigkeit und Räubereien, oder mit einem Worte, als Tyrannei. Bei einer sklavischen Beherrschung wird der Mensch physisch und moralisch schlechter. Um

wie viel klüger, verständiger und vernünftiger würde ein Volk seyn, wenn man es, statt zu unterdrücken, auf alle Art aufmunterte, und ihm Gelegenheit verschaffte, seine Geschicklichkeit und seine Kenntnisse sowohl im Landbau, als in den Werkstätten zu vermehren. Oder heißt das etwa den Fleiß anspornen, wenn man dem Arbeiter einen Lohn giebt, der kaum zum Ankauf seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinreicht, und bei dem das Leben alles Wünschenswerthe verliert? Heißt das den Fleiß beleben, wenn die arbeitende Klasse des Volks aller Schmach, aller Verachtung und allen Mißhandlungen ihrer stolzen und übermüthigen Beherrscher Preis gegeben wird? —

Und was sind es denn nun für Vortheile, die der hieher handelnde Europäer aus diesen Ländern, und von dem Schweiß und dem Blute ihrer unglücklichen Bewohner einerntet? Keine andere, als die je länger destomehr überhand nehmende Verschlimmerung der Sitten! Die großen

Einkünfte, welche aus einer Hand in die andere gehen, und nach und nach unvermerkt vermindert werden, nehmen in den Schatzkammern der Aktionäre nur einen äußerst kleinen Raum ein!

S. 119. S. 138. S. 208.

Patagonen. Hottentotten Kaffern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried,

Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen ein interessantes Lesebuch für die Jugend

Bd.: 1,1

Leipzig 1803

H.g.hum. 103 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435154-1